Fröhlich sein und singen



ZEITSCHRIFT DES ZENTRALRATS DER FDJ FÜR DIE KULTURELLE ARBEIT DER JUNGEN PIONIERE UND SCHÜLER

JAHRGANG 1955 HEFT 6 PREIS 0,50 DM

Die Abenteuer von Mucks und Mohr

WALTER KRUMBACH



Der Pudel Mohr, der Dackel Mucks,
die pirschten durch den Klee.
Vom Waldrand schnürte Reinke Fuchs
hinunter zur Allee.

Wo eine Gänseherde weiß
im saftig grünen Gras
bei Thymian und Ehrenpreis
am Bächlein schnatternd saß.

Der rote Räuber schlich herbei
durch Kraut und Hagedorn.
Das gab ein Flattern und Geschrei!
Die Herde stob ins Korn.

Nur eine Gans war alt und lahm
und bald in großer Not;
als sie der Fuchs beim Schopfe nahm,
„Gigack!" — da war sie tot.

Doch plötzlich hingen Mucks und Mohr
dem Dieb an Pelz und Schwanz,
der floh und ließ ein halbes Ohr
und auch die tote Gans.

Fortsetzung im nächsten Heft

Fröhlich sein und singen

ZEITSCHRIFT DES ZENTRALRATS DER FDJ FÜR DIE KULTURELLE ARBEIT DER JUNGEN PIONIERE UND SCHÜLER

Achtung! Achtung!

LIEBE JUNGEN UND MÄDCHEN!

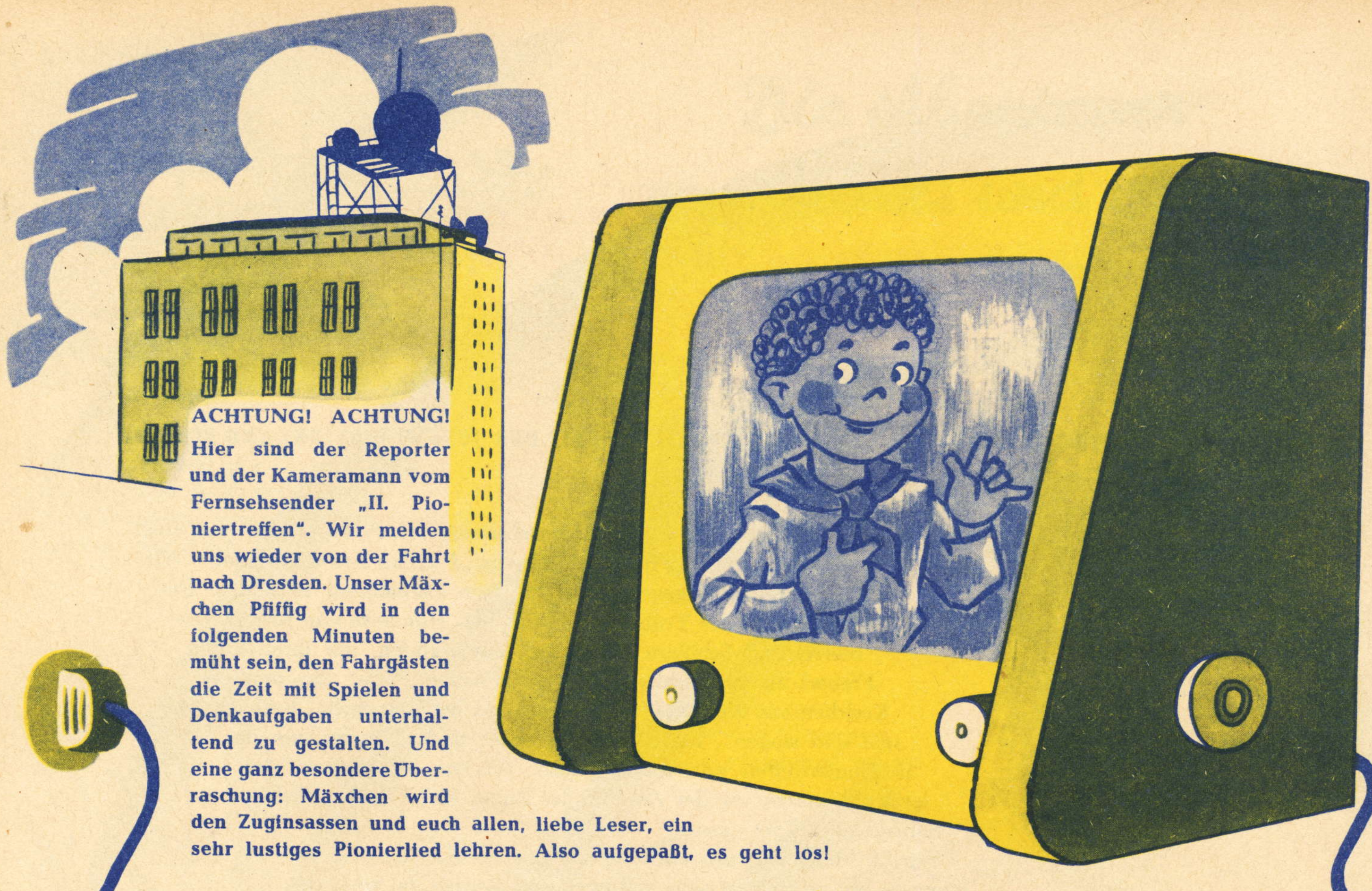
Hier meldet sich der Fernsehsender „II. Pioniertreffen" mit einer Sondersendung für alle Leser von „Fröhlich sein und singen". Wir befinden uns gegenwärtig auf dem Ostbahnhof in Berlin. Unbeschreiblicher Trubel ist um uns her, Hunderte von Jungen Pionieren und Schülern haben sich eingefunden, um ihren guten Freund zu verabschieden: Unser Mäxchen Pfiffig, das muntere Kerlchen mit den vielen Abenteuern aus der Zeitschrift „Fröhlich sein und singen", fährt heute als erster nach Dresden, um das II. Pioniertreffen mit vorzubereiten. Werfen wir noch in den letzten Minuten vor der Abfahrt des Zuges einen Blick auf den Bahnsteig.

Etwa 30 Meter von uns entfernt hat sich ein Fanfarenzug versammelt, um uns herum wird gesungen und getanzt, ja, wirklich, fröhlich sein und singen ist heute Trumpf.

Tätärätä—ä—ä— tönt ein Fanfarensignal! Liebe Hörer, es ist soweit! Mäxchen Pfiffig bekommt einen riesigen Blumenstrauß in die Hand gedrückt, der Zug setzt sich langsam in Bewegung. — Unser Kameramann kurbelt wie wild. Ohrenbetäubender Lärm ertönt auf dem Bahnsteig. Gute Fahrt, Mäxchen. Grüße Dresden, die Stadt, die bald vom Jubel und Lachen Tausender Junger Pioniere erfüllt sein wird. Gute Fahrt, Junger Pionier!

Liebe Fernsehfreunde! Ich schalte zurück zum Fernsehzentrum, aber seid nicht traurig darüber, wir werden euch ständig vom Verlauf der Fahrt berichten.

Ich schalte um . . . Auf Wiedersehen und auf Wiederhören.



ACHTUNG! ACHTUNG!

Hier sind der Reporter und der Kameramann vom Fernsehsender „II. Pioniertreffen". Wir melden uns wieder von der Fahrt nach Dresden. Unser Mäxchen Pfiffig wird in den folgenden Minuten bemüht sein, den Fahrgästen die Zeit mit Spielen und Denkaufgaben unterhaltend zu gestalten. Und eine ganz besondere Überraschung: Mäxchen wird den Zuginsassen und euch allen, liebe Leser, ein sehr lustiges Pionierlied lehren. Also aufgepaßt, es geht los!

Unser erstes Spiel heißt:

„Ich komme, bin und fahre . . ."

„Ich komme aus Aue, bin Arbeiter und fahre nach Anklam" — so etwa beginnt der erste Spieler. Der zweite Spieler bildet die Hauptworte seines Satzes mit „B". „Ich komme aus Berlin, bin Bäcker und fahre nach Bautzen." In dieser Reihenfolge wird das Spiel so lange fortgesetzt, bis das gesamte Abc genannt wurde. Wer keine entsprechenden Worte findet oder diese mit einem anderen Buchstaben bildet, zahlt ein Pfand.

*

Und jetzt wird schnell nachgedacht!

Einer der im Kreis sitzenden Spieler wirft einem anderen Teilnehmer einen verknoteten Schal oder ein Tuch zu. Dabei ruft er: „ung, schnell nachgedacht!" Der Angerufene muß nun sofort ein Wort mit der Endung „ung" nennen und wieder einem Spieler den Schal zuwerfen. Er macht es z. B. mit dem Ruf „ismus, schnell nachgedacht!" Der Angerufene muß jetzt sofort ein Wort mit der Endung „ismus" nennen und den Schal weitergeben. So werden viele Endungen zur Wortbildung aufgegeben. Alles muß sehr schnell gehen.

Wer kein Wort weiß, auch dann nicht, wenn bis fünf gezählt wurde, gibt ein Pfand.

*

Redegewandte Zungen, jetzt seid ihr an der Reihe. Anhand einiger Schnellsprechverse zeigt einmal, was ihr könnt.

Früh in der Frische fischen Fischer Fische.

Zwischen zwei schwarzen Schwalben schwirren zwei Schmetterlinge.

Nun, ist es euch gelungen, diese Verse schnell hintereinander richtig vorzutragen?

*

Nur keine Müdigkeit vortäuschen, liebe Fahrgäste, liebe Fernsehfreunde. Es geht weiter mit einer lustigen Rucksackpackerei.

Ein Spielteilnehmer verläßt das Abteil. Die anderen Spieler verabreden, wessen Rucksack gepackt werden soll; nehmen wir an, es sei Ingrids.

Der Spieler wird hereingerufen. Jetzt wird all das in den Rucksack gepackt, was Ingrid bei sich hat.

„Ich packe ein Paar braune Halbschuhe in den Rucksack", sagt der erste Spieler. „Ich packe ein paar braune Halbschuhe und eine weiße Bluse in den Rucksack", das war der zweite Spieler. Jeder Spieler muß all die Dinge, die seine Vorgänger bereits sagten, mit aufzählen. Vergißt der Spieler einen Gegenstand, so muß er ein Pfand abgeben.

Die Aufgabe des Spielers, der vorher aus dem Abteil geschickt wurde, ist es, anhand der eingepackten Gegenstände zu erraten, um wessen Rucksack es sich handelt. Gelingt ihm das nicht, so muß auch er ein Pfand geben.

*

Wenn viele Pfänder gesammelt sind, geht es ans Auslosen. Wer sein Pfand wiederbekommen will, muß z. B. solche Bedingungen erfüllen:

Mit drei gegebenen Wörtern eine Geschichte über ein bestimmtes Thema erzählen.

Mit verbundenen Augen sagen, durch welche Gegenstände bestimmte Geräusche oder Töne verursacht wurden (die Mitspieler lassen z. B. ein Stück Holz, ein Geldstück oder einen Ring fallen).

Es werden dem, der raten muß, drei Bücher genannt, deren Verfasser er sagen muß.
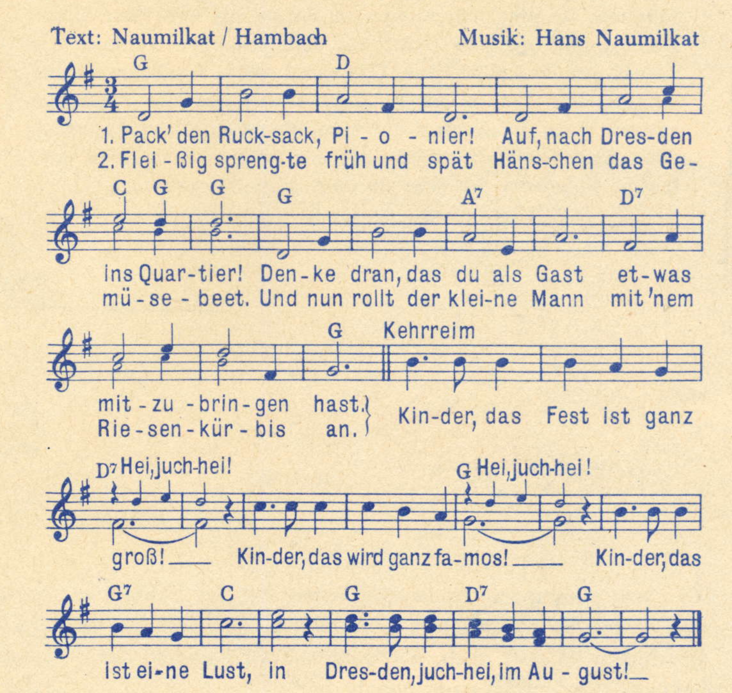
Oder der Spieler wird hinausgeschickt. Inzwischen einigen sich die anderen auf einen Gegenstand (Lampe, Schuh, Uhr usw.), den er erraten soll. Wenn er wieder hereinkommt, darf er reihum Fragen stellen. Z. B. „Kann man es essen?" oder „Ist es aus Holz?" u. ä. Er muß so lange fragen, bis er den Gegenstand erraten hat.

Denkt euch alle selbst noch schöne Spiele zum Pfänderverlosen aus, damit die Fahrt nach Dresden recht unterhaltsam wird!

...IN DRESDEN, *juchhei, im August!*

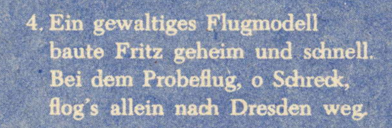
Rundgesang zum II. Pioniertreffen in Dresden

Text: Naumilkat / Hambach — Musik: Hans Naumilkat

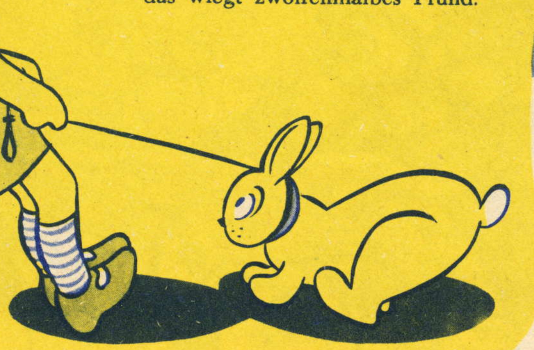




3. Glimmerschiefer, Bergkristall
suchte Peter überall,
und den allerschönsten Stein
steckt er sich für Dresden ein.



4. Ein gewaltiges Flugmodell
baute Fritz geheim und schnell.
Bei dem Probeflug, o Schreck,
flog's allein nach Dresden weg.



5. Seht, was bringt die Lotte Schmitt
an der Hundeleine mit?
Ein Kaninchen, dick und rund,
das wiegt zwölfeinhalbes Pfund.

6. Mit den Vieren trug der Klaus
einen Kampf im Rechnen aus.
Und in Dresden zeigt er froh:
Alle Vieren sind k. o.!

7. Unser Lied ist gar nicht schwer.
Sicher weißt du noch viel mehr.
Darum rufen wir dir zu:
Komm, den nächsten Vers machst du!



Hallo! Hallo!

Könnt ihr mich alle sehen? Ich bin der Kameramann, der gerade die schöne Umgebung von Berlin auf den Film bannt. Das ist gar nicht so leicht bei dem rasenden Tempo. Wir fahren gerade durch Uckro. Links und rechts des Bahndammes schaffen die Bauern mit fleißiger Hand, und die Traktoren rattern über die Felder, die eine reiche Ernte versprechen. Aber halt, da fallen mir gerade ein alter Schwank und eine lustige Fabel ein. Ich will sie euch schnell erzählen.

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren ...

DER BAUER und der Teufel

BRÜDER GRIMM

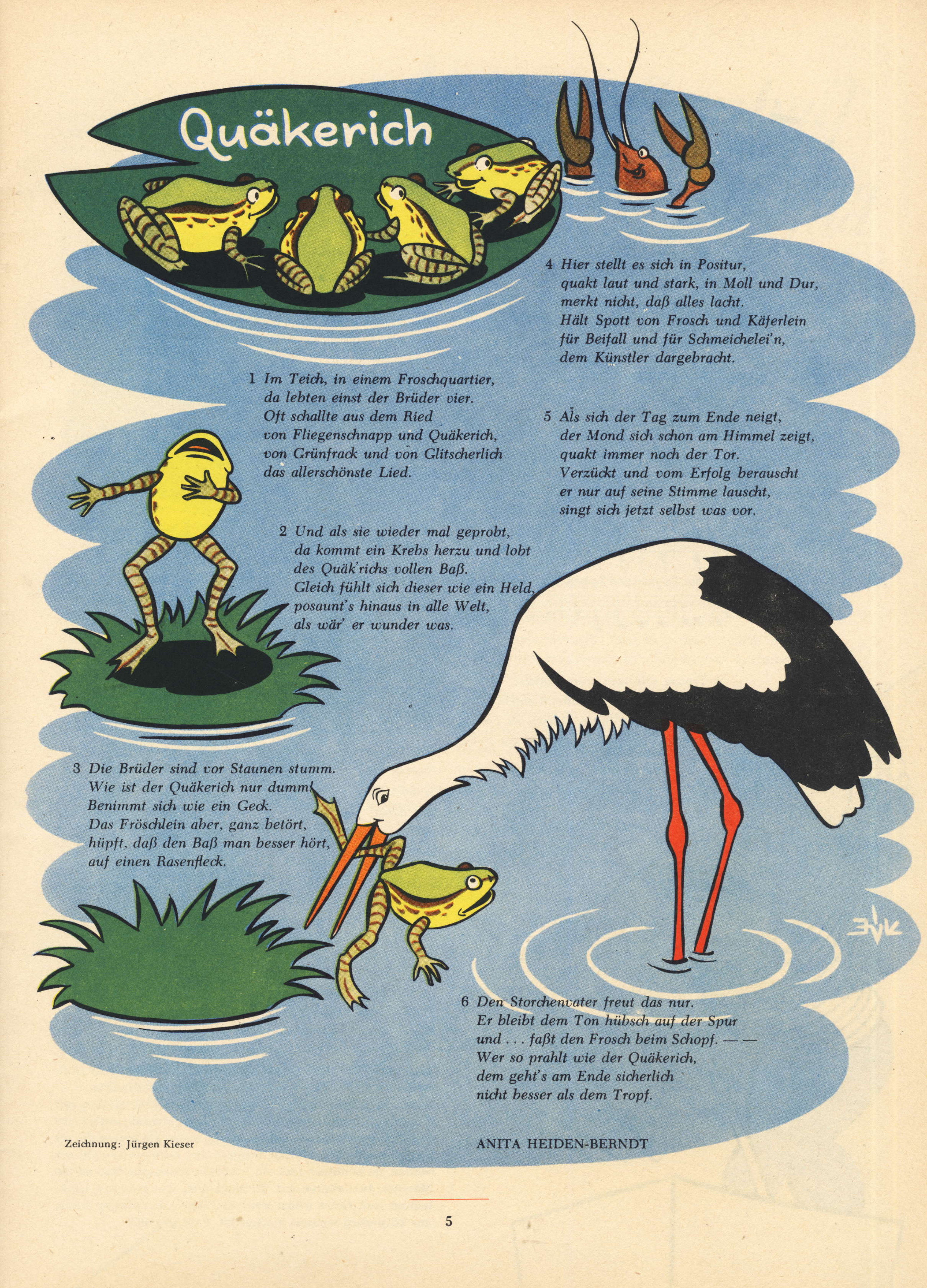
Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre. Die schönste Geschichte ist aber doch, wie es den Teufel einmal drangekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt, als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte es mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als es voll Verwunderung hinzuging, so saß oben auf der Glut ein schwarzer Teufel. „Du sitzest wohl auf einem Schatz?" sprach das Bäuerlein. „Jawohl", antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält, als du dein Lebtag gesehen hast." — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir", sprach das Bäuerlein. „Er ist dein", antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt. Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde." Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entsteht", sprach es, „so soll dir gehören, was über der Erde ist, und mir, was unter der Erde ist." Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige Bäuerlein hatte Rüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seine Frucht holen, er fand aber nichts als die gelben, welken Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Rüben aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt", sprach der Teufel, „aber das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist, was über der Erde wächst, und mein, was darunter ist." — „Mir auch recht", antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Aussaat kam, säte das Bäuerlein nicht wieder Rüben, sondern Weizen. Die Frucht war reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stoppeln und fuhr wütend in eine Felsenschlucht hinab. „So muß man die Füchse prellen", sprach das Bäuerlein, ging hin und holte sich den Schatz.



Zeichnung: G. Hain

Quäkerich



1 *Im Teich, in einem Froschquartier,*
da lebten einst der Brüder vier.
Oft schallte aus dem Ried
von Fliegenschnapp und Quäkerich,
von Grünfrack und von Glitscherlich
das allerschönste Lied.

2 *Und als sie wieder mal geprobt,*
da kommt ein Krebs herzu und lobt
des Quäk'richs vollen Baß.
Gleich fühlt sich dieser wie ein Held,
posaunt's hinaus in alle Welt,
als wär' er wunder was.

3 *Die Brüder sind vor Staunen stumm.*
Wie ist der Quäkerich nur dumm!
Benimmt sich wie ein Geck.
Das Fröschlein aber, ganz betört,
hüpft, daß den Baß man besser hört,
auf einen Rasenfleck.

4 *Hier stellt es sich in Positur,*
quakt laut und stark, in Moll und Dur,
merkt nicht, daß alles lacht.
Hält Spott von Frosch und Käferlein
für Beifall und für Schmeichelei'n,
dem Künstler dargebracht.

5 *Als sich der Tag zum Ende neigt,*
der Mond sich schon am Himmel zeigt,
quakt immer noch der Tor.
Verzückt und vom Erfolg berauscht
er nur auf seine Stimme lauscht,
singt sich jetzt selbst was vor.

6 *Den Storchenvater freut das nur.*
Er bleibt dem Ton hübsch auf der Spur
und . . . faßt den Frosch beim Schopf. — —
Wer so prahlt wie der Quäkerich,
dem geht's am Ende sicherlich
nicht besser als dem Tropf.
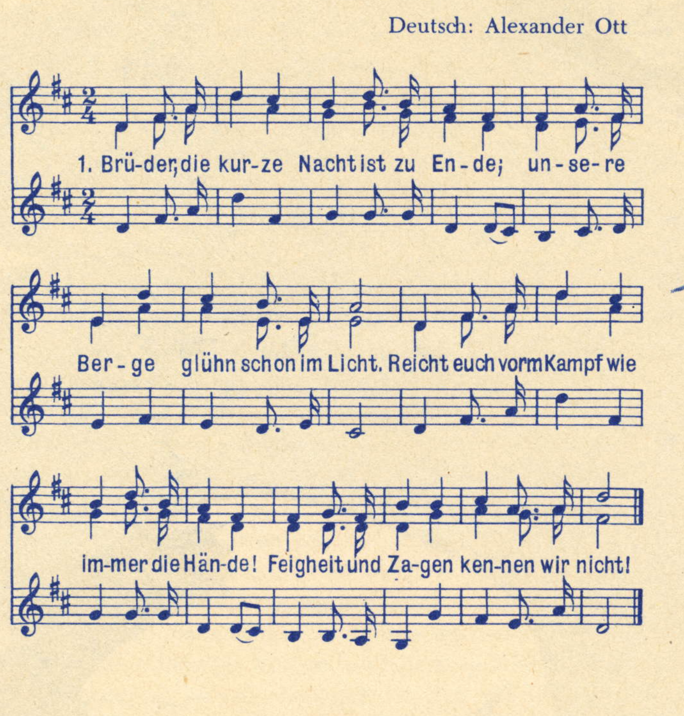
Zeichnung: Jürgen Kieser

ANITA HEIDEN-BERNDT



PARTISANENLIED AUS GRIECHENLAND

Deutsch: Alexander Ott



2. *Trotzig erklingen unsre Signale;*
Ringsum die Nebel zitternd entfliehn.
Hell steigt der junge Morgen zu Tale,
Küßt uns die Augen, will mit uns ziehn!

3. *All unsre Feinde werden wir schlagen,*
Helfen doch gute Freunde dabei!
Stolz wird von uns die Heimat einst sagen:
Helden des Volkes — tapfer und treu!

Zeichnung: Karl Fischer

HALLO! LIEBE FREUNDE!

Hier sind wir wieder, der Fernsehsender mit seiner Aufnahme von der Fahrt Mäxchen Pfiffigs nach Dresden. Uckro liegt bereits einige Zeit hinter uns, wir nähern uns Doberlug-Kirchhain. Unser Mäxchen schaut schon andauernd aus dem Fenster, in der Vermutung, schon die ersten Türme der Elbestadt zu erblicken. Das hat aber noch etwas Zeit, wir wollen sie benutzen und ein Märchen vortragen. Das ist ein Märchen besonderer Art. Es zeigt uns, wie man mit Überlegung und Geist selbst solchen Gegner bezwingen kann, der körperlich weitaus stärker ist. Paßt gut auf!

Fin oder Fionn ist der Nationalheld des irischen Volkes. In vielen Sagen und Märchen wird er gerühmt als Fin, der Schöne, der vollkommene Held. Fin ist der Anführer einer erlesenen Krieger- und Ritterschar, der Fenier. Mit ihnen zieht er auf große Abenteuer aus, um das Unrecht zu bändigen. Von ihm erzählt das Märchen:



EIN IRISCHES VOLKSMÄRCHEN

Eines Tages waren Fin und seine reckenhaften Mannen, die Fenier, bemüht, eine Straße zu bauen. Es sollte ein starker Dammweg werden, der eine Verbindung von Irland nach Schottland bildete. Mitten in der Arbeit verkündete Fin plötzlich, daß er zu seinem Weibe, der schönen Oonagh, eilen müsse, um nachzusehen, wie es ihr während seiner Abwesenheit ergehe. Er riß eine Fichte aus der Erde, formte daraus einen Wanderstab und machte sich auf den Weg.

In Wirklichkeit war die Liebe des wackeren Fin zu seiner Frau keineswegs der einzige Grund zur Heimreise gewesen. Es lebte dort in Irland ein Riese mit Namen Far Rua. Kein anderer Riese jener Zeit konnte ihm etwas anhaben. So gewaltig war seine Kraft, daß er, wenn er ordentlich böse wurde, mit einem einzigen Fußtritt das ganze Land erschüttern konnte. Es ging die Mär durch das Land, daß kein menschenähnliches Wesen imstande wäre, ihn im Kampf zu besiegen.

Außer Fin Mac Cumhail hatte er bereits allen Helden Irlands eine schmähliche Niederlage zugefügt, und er leistete den Schwur, daß er weder Tag noch Nacht, weder Sommer noch Winter ruhen wollte, bevor er nicht auch Fin besiegt hätte. Weil nun Far Rua auf dem Wege nach der Riesenstraße war, und sich mit Fin an Kräften messen wollte, dieser aber trotz seiner Kühnheit keine Lust verspürte, mit diesem Riesen zu kämpfen, gelang es ihm auch diesmal, rechtzeitig zu entkommen.

Als er unerwartet vor seinem Hause stand, rief Oonagh fröhlich: „Willkommen, Fin, was hat dich so früh nach Haus getrieben?" „Nun, mein Täubchen", sagte Fin, „was könnte es anders sein, als die Sehnsucht. Das kannst du mir glauben." Und Oonagh glaubte es.

Nach einigen Tagen fiel ihr an Fin eine merkwürdige Unruhe auf, die sie früher nie an ihm beobachtet hatte. Sie fragte ihn nach seinem Kummer, den er ihr unter allerhand Ausflüchten zu verbergen suchte. Schließlich gestand er ihr die Wahrheit ein, daß er fürchte, in den nächsten Tagen mit Far Rua kämpfen zu müssen. „Er kommt", sagte Fin, „und was ich nun tun soll, das weiß ich nicht. Wenn ich davonlaufe, bin ich entehrt; außerdem ist es gewiß, daß ich ihn früher oder später treffen muß." „Sei nicht traurig", sagte Oonagh, „und verlasse dich diesmal auf mich. Vielleicht helfe ich dir besser aus der Falle, als du dir selbst jemals helfen könntest."

Da fand Fin seine Ruhe wieder, denn er wußte, daß Oonagh auf sehr gutem Fuße mit den Feen stand, es wurde sogar behauptet, daß sie selbst eine Fee wäre. Nun hatte Oonagh eine Schwester, mit Namen Granua, die auf der Spitze des Berges Cullamore lebte. An schönen Sommerabenden saßen die beiden Schwestern auf ihren Bergspitzen und plauderten über das drei bis vier Meilen breite Tal miteinander. Oonagh beschloß, ihre Schwester zu Rate zu ziehen und rief von ihrem Gipfel: „Komm her, liebe Schwester, und blicke von deinem Berggipfel nach allen Seiten. Was siehst du?"

Granua sprang auf den Berg und rief entsetzt: „Da kommt der größte Riesenkerl, den ich je gesehen!"

„Ach", sagte Oonagh, „hier liegt das Unglück. Es ist Far Rua, der sich geschworen hat, Fin das Fell zu gerben. Was sollen wir tun?"

„Ich werde ihn anrufen", erwiderte sie, „und ihn bitten, nach Cullamore zu kommen und sich zu stärken. Vielleicht könnt ihr einstweilen einen Plan fassen, der euch aus der Falle hilft. Du warst ja immer sehr klug und schlagfertig, und ich denke, daß es recht schlecht um dich bestellt sein müßte, wenn du Far Rua nicht zum besten halten könntest. Seine Kraft liegt im Mittelfinger seiner rechten Hand."



Granua zündete hierauf ein großes Feuer an, steckte ihre Finger in den Mund und sandte drei laute Pfiffe in die Ferne. Far Rua wußte nun, daß er nach Cullamore eingeladen war.

Indessen saß Fin mißmutig zu Hause. Welche Aussichten konnte er, obwohl er tapfer und stark war, einem solchen Manne gegenüber haben? Er sah keinen Ausweg.

„Tröste dich, Fin", sagte Oonagh. „Wir werden schon mit ihm fertig werden. Vertraue mir und folge meinem Rate!" Das beruhigte Fin einigermaßen, denn er besaß viel Vertrauen zur List seiner Frau.

Auch diesmal erprobte Oonagh ihr altbewährtes Mittel. Sie nahm neun wollene Fäden von verschiedener Färbung und flocht je drei Farben in einen Zopf. Dann legte sie die erste Flechte um ihren rechten Arm, die zweite um ihr Herz, die dritte um den Knöchel ihres rechten Fußes. Nun konnte ihr, wie sie wußte, kein Plan mißlingen. Sie sandte zum Nachbarn und borgte von ihm 21 eiserne Bratroste. In das Innere von 21 Broten knetete sie die Roste, buk die Brote auf dem Feuer und stellte sie auf das Wandbrett zum Auskühlen. Dann holte sie einen Topf frischer Milch herbei, machte daraus einen Molkenkäse und gab Fin die nötigen Anweisungen, was er mit dem Käse zu tun hätte. Darauf setzten sie sich friedlich zur Ruhe und warteten geduldig auf die Ankunft des Riesen. Als Oonagh am nächsten Tag Far Rua aus dem Tale heraufkommen sah, wußte sie, daß sie nicht länger zögern durfte. Rasch holte sie eine Wiege herbei, legte Fin hinein und deckte ihn mit vielen Tüchern zu. „Liege hier still und rühre dich nicht", sprach sie.

Das tat Fins Kriegerherzen wehe, daß er sich feige in eine Wiege verkriechen sollte, aber schließlich kannte er Oonaghs Klugheit und fügte sich in sein Los.

Um zwei Uhr kam Far Rua. „Gott sei mit euch", grüßte er, „bin ich im Hause des großen Fin Mac Cumhail?" „Ja, das bist du, mein Freund", erwiderte Oonagh, „willst du dich nicht ausruhen? Ich hoffe, ich habe keinen Grund, mich meines Mannes zu schämen." „Nein", sagte Far Rua, „er gilt für den stärksten und tapfersten Mann in ganz Irland. Ist Fin zu Hause?"

„Nein", erwiderte Oonagh, „er ist heute früh wütend fortgegangen, weil er gehört hat, daß irgendein Großmaul von einem Riesen, Far Rua genannt, ihn suche. Wenn mein Fin den Riesen erreicht, macht er sogleich einen Kuchenteig aus ihm."

„Wohlan", sagte der andere, „ich bin Far Rua. Seit zwölf Monaten suche ich ihn, aber immer ist er mir entkommen. Ich werde hier warten, bis ich ihn in meinen Händen halte!"

Da begann Oonagh ganz unbändig zu lachen und blickte Far Rua mitleidig an, als ob er ein kleines Zwerglein wäre. „Hast du jemals Fin gesehen?" fragte sie, und ihr Ton schlug in Hochmut um. „Wie hätte ich ihn sehen können", entgegnete der Riese, „er wußte sich stets ferne von mir zu halten."

„Das dachte ich mir", erwiderte sie, „daß du ihn, da er abwesend ist, schmähen würdest. Ich habe aber eine Bitte. Der Wind rüttelt heute an der Türe, und da Fin nicht zu Hause ist, wäre es sehr lieb von dir, wenn du an seiner Stelle das Haus so drehen wolltest, daß es der Wind nicht trifft."

Dieses Verlangen setzte Far Rua in Erstaunen, trotzdem stand er auf und zog dreimal an dem Mittelfinger seiner rechten Hand, bis er krachte; so tat er jedesmal, wenn er seine Kraft gebrauchen wollte. Dann trat er vor die Tür, legte seine Arme um das Haus und drehte es im Halbkreis, so wie es Oonagh geheißen hatte. Fin empfand dabei ein seltsames Unbehagen, der Angstschweiß trat ihm aus allen Poren. Aber Oonagh kannte keine Furcht.

„Nun bitte ich dich zu einem einfachen Mahle", sagte Oonagh. „Obwohl du Fins Feind bist, wäre Fin sehr böse, wenn ich dir keine Gastfreundschaft gewährte."

Sie stellte ein halbes Dutzend Brote vor ihm hin, dazu zwei Fässer Butter, eine gekochte Schinkenkeule nebst einem Berg Gemüse und bat ihn, zuzulangen. Far Rua, der ein ebenso großer Fresser als Recke war, steckte ein Brot in den Mund und biß hinein. Fin und Oonagh wurden durch ein Geräusch, dem Brüllen eines wilden Tieres ähnlich, erschreckt. „Donnerwetter!" gröhlte der Riese. „Was soll das heißen? Zwei meiner Zähne sind ausgebrochen. Was für Brot hast du mir gegeben?" „Was ist denn los?" fragte Oonagh und tat ganz erstaunt. „Es ist Fins Brot, das einzige, das ihm schmeckt. Allerdings vergaß ich dir zu sagen, daß außer ihm und diesem Kinde in der Wiege es niemand essen kann. Ich dachte, daß du damit zurechtkommen würdest, da du als ein starker Kerl bekannt bist, und wollte den Mann nicht kränken, der Fin

zum Kampfe herausfordern will. Hier ist ein zweites Brot, vielleicht ist es weniger hart als das erste!"

Far Rua war jetzt nicht nur hungrig, sondern auch wütend und biß in das zweite Brot. Sofort erscholl ein zweiter Schrei, noch lauter als der erste. „Tod und Teufel!" brüllte er, „nimm dein Brot weg oder ich werde keinen Zahn im Munde behalten. Zwei weitere Zähne sind ausgebrochen!" „Nun, mein Freund", erwiderte Oonagh, „wenn du das Brot nicht essen kannst, so sage mir's leise und wecke nicht das Kind in der Wiege auf." Doch sogleich ließ Fin ein fürchterliches Geschrei ertönen, das den Riesen aus dem Munde eines kleinen Kindes in Angst versetzte. „Mutter", rief Fin, „ich bin hungrig, gib mir etwas zu essen."

Oonagh reichte ihm ein Brot, darin kein Rost eingeknetet war, und Fin, der ebenfalls mächtigen Hunger bekommen hatte, ließ es bald zwischen seinen Zähnen verschwinden. Far Rua war wie vom Blitz getroffen. Er dankte im Geheimen seinem Schicksal, das ihn Fin auch diesmal verfehlen ließ.



„Ich möchte gerne einen Blick auf den kleinen Schreihals in der Wiege werfen", sagte er zu Oonagh, „denn du kannst mir glauben, es ist nichts Alltägliches, ein kleines Kind, das solche Nahrung verträgt."

„Von Herzen gerne", antwortete Oonagh. „Stehe auf, mein Kindchen, und zeige diesem netten Herrn irgendeine Kunst, die deines Vaters, Fin Mac Cumhail, nicht unwürdig wäre."

Fin, der sehr knabenhaft angezogen war, sprang aus der Wiege, trat auf Far Rua zu und sagte: „Bist du stark?"

„Donner und Blitz", rief Far Rua, „welche Stimme für so einen Knirps."

„Bist du stark?" wiederholte Fin. „Bist du imstande, aus diesem weißen Stein Wasser zu pressen?" Er reichte Far Rua einen solchen. Dieser preßte und preßte den Stein, bis er ganz blau im Gesicht vor Anstrengung wurde — vergebens. Das ging über seine Kraft. Fin blickte ihn spöttisch an.

„Ach, du bist ein armer Wicht", sagte er dann. „Du und ein Riese! Gib mir den Stein her, und daraus, was Fins kleiner Sohn zustande bringt, kannst du schließen, was für ein Mann sein Vater ist." Fin nahm den Stein, vertauschte ihn heimlich mit dem Molkenkäse und drückte ihn solange, bis die Molke wie ein Wasserstrahl aus seiner Hand floß.

Nach den Dingen, die Far Rua in diesem Hause erlebt hatte, stand ihm nur noch der Sinn nach einem, möglichst rasch fortzulaufen. Seine Knie schlugen aus Furcht vor Fins Heimkehr aneinander; eilends nahm er von Oonagh Abschied und versicherte ihr, daß er von diesem Tage an nie mehr wünschen werde, von ihrem Mann zu hören oder ihn zu sehen.

Fin war währenddessen wieder in die Wiege gekrochen. Ruhig lag er da, aber sein Herz hüpfte vor Freude; denn Far Rua war eben daran, Abschied zu nehmen, ohne den ihm gespielten Narrenpossen zu durchschauen.

Da sagte Far Rua: „Willst du mir zum Abschied nicht erlauben, die Zähne zu fühlen, die solches Brot beißen können?" Und er deutete auf Fins Gebiß.

„Mit dem größten Vergnügen", antwortete Oonagh, „da die Zähne aber rückwärts an seinem Kiefer sitzen, mußt du recht tief hineingreifen." Far Rua griff ihm hastig zwischen die Zähne und war erstaunt, ein so starkes Gebiß im Munde eines Kindes zu finden. Als er jedoch seine Hand wieder zurückziehen wollte, biß Fin die Zähne zu. Far Rua schrie auf. Der Finger, der ihm Kraft verliehen hatte, war im Munde Fins geblieben. Unter schauderhaftem Gebrüll fiel der Riese zu Boden. Allein Fin hatte seinen Zweck erreicht. Er brauchte nun seinen ärgsten Feind nicht mehr zu fürchten. Rasch sprang er aus der Wiege, und bald lag der große Far Rua, der Schrecken Fins und der Fenier, besiegt vor ihm.

So war es Fin mit Hilfe der Klugheit seiner Frau, Oonagh, gelungen, den bösen und starken Riesen durch eine List niederzuzwingen und für immer unschädlich zu machen.

Zeichnungen: Karl Fischer



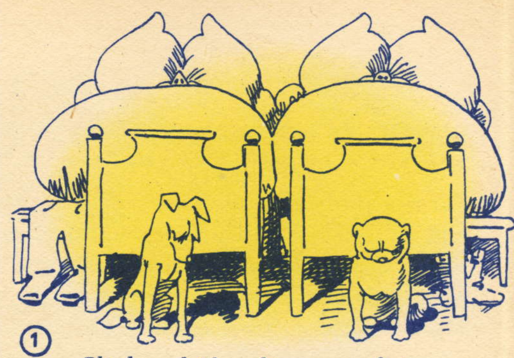
Plisch und Plum

VON WILHELM BUSCH

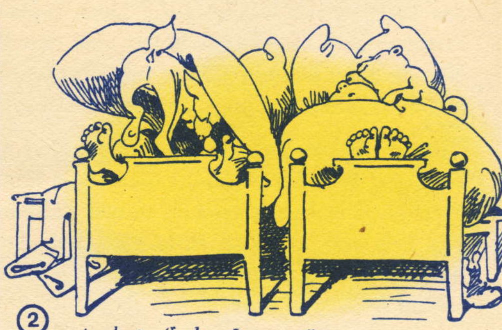




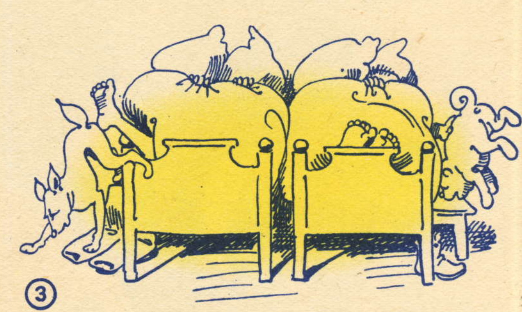
Paul und Peter,
nicht mehr wach,
ruh'n in ihrem
Schlafgemach.
Ein und aus
durch ihre Nasen
säuselt ein
gelindes Blasen.



① *Plisch und Plum hingegen scheinen*
noch nicht recht mit sich im reinen



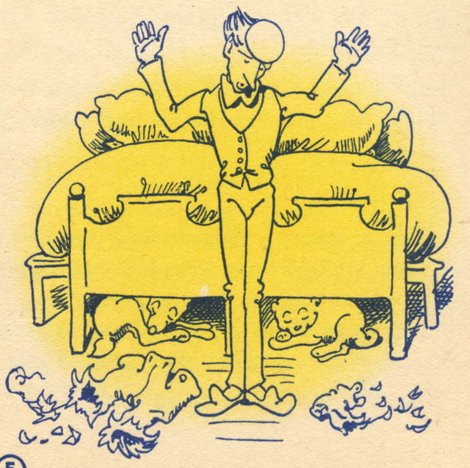
② *in betreff der Lagerstätte.*
Schließlich gehn sie auch zu Bette.



③ *Marsch! — Mit diesem barschen Wort*
stößt man sie nach außen fort.



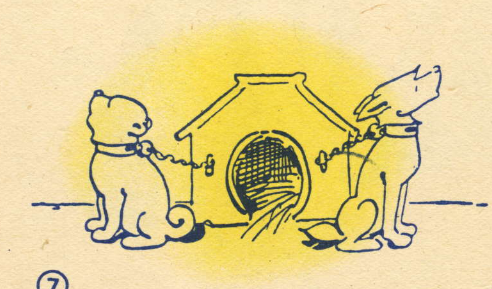
④ *Kühle weckt die Tätigkeit;*
Tätigkeit verkürzt die Zeit.
Sehr willkommen sind dazu
hier die Hose, da der Schuh.



⑤ *Welche, eh' der Tag beginnt,*
auch bereits verändert sind.
Für den Vater, welch ein Schrecken,
als er kam und wollte wecken.



⑥ *Paul und Peter ist's egal.*
Peter geht vorerst einmal
in zwei Schlapp-Pantoffeln los,
Paul in seiner Zackenhos'.



⑦ *Seht, da sitzen Plisch und Plum*
voll Verdruß und machen brumm,
denn zwei Ketten, gar nicht lang,
hemmen jetzt den Tatendrang.



Struppi, in die Hütte!

Unser Kettenhund Struppi ist heute wirklich vollkommen aus dem „Häuschen". Wie wild jagt er vor der Hundehütte herum, kläfft jeden Vorbeikommenden an und läßt sich selbst durch die schönsten Redensarten nicht in seine Behausung bringen. Was meint ihr? Wird es euch gelingen, Struppi in seine Hütte zu bringen?

Für dieses Geschicklichkeitsspiel benötigt ihr ein Stück starke Pappe oder Sperrholz, das entsprechend unserer Zeichnung (107×150 mm) zugeschnitten wird. Dann schneidet die auf unserer Zeichnung dargestellte Öffnung der Hundehütte aus. Unterhalb der Öffnung wird ein etwa 11 bis 13 cm langes Gummiband durchgezogen; es wird an einem Ende mit einer Kugel aus Pappmaché, dem Struppi, versehen.

Jetzt kann es losgehen. Wem gelingt es, durch Ausziehen des Gummis und Zurückschnellenlassen der Kugel Struppi in die Hütte zu bringen?

Nach einer Einsendung von Manfred Wagner, Forst/Lausitz, Karl-Liebknecht-Straße 4.



HALLO, FERNSEHFREUNDE! Kurze Standortmeldung: Wir durchfahren in wenigen Augenblicken Elsterwerda. —

Aber halt, liebe Leser. Was ist das? Kaum möglich, dort hinten, ein kriechender Busch? Eigenartig. Mäxchen, sag' einmal, kannst du dir dieses eigenartige Etwas erklären? „Ja, das wird die eigenartige Erscheinung eines Geländespiels sein. Ich selber bin auch einmal als wandelnder Busch durch die Gegend gekrochen. Es war ein spannendes Spiel damals. Paßt auf, ich werde es kurz erklären."

Liebe Fernsehfreunde! Nach der folgenden Schilderung des Geländespiels treten wir in eine kurze Sendepause ein. Ihr habt in dieser Zeit unter anderem Gelegenheit, die abenteuerliche Suche nach einem geheimnisvollen Schatz mitzuerleben.

ACHTUNG, MELDER! Gefahrenzone!

Paßt gut auf, liebe Jungen und Mädel. Wir erläutern euch heute ein Geländespiel, das von jedem Teilnehmer gutes Beobachten, Laufen und Tarnen erfordert.
Es können sich z. B. zwei Gruppen von je 10 bis 15 Meldern im Wettstreit gegenüberstehen.
In Abständen von 2 Minuten wird je ein Melder vom Start auf die „Reise" geschickt. Jeder Melder erhält eine Karte, auf der Name und Abmarschzeit eingetragen sind. Die Melder haben die Aufgabe, eine bestimmte, gefahrenreiche Strecke in einer möglichst geringen Zeit zu durchlaufen.
Etwa 200 Meter nach dem Start muß der Melder einen „Sumpf", ein abgestecktes Gelände von etwa 50 m Seitenlänge, durchqueren. Das ist gefährlich, denn es gibt nur einen Weg durch diesen „Sumpf". Nachdem der Melder etwa 30 Meter tief in den Sumpf eingedrungen ist, wird er ein Zeichen finden, das ihn auffordert, nach links oder rechts abzubiegen. In der Nähe hält sich ein Kampfrichter verborgen. Übersieht der Melder das Zeichen, pfeift der Kampfrichter. Der Melder muß zurück und den Sumpf nochmals durchqueren.
Der Melder gelangt, hat er den „Sumpf" hinter sich, an einen „reißenden Bach". Ein Schwebebalken oder ein Baumstamm muß überquert werden. Ein Kampfrichter achtet darauf, daß der Melder vorschriftsmäßig den Bach bezwingt.
Hinter dem Bach liegt ein vom Gegner besetztes Gebiet, ein abgesteckter Kreis von etwa 150 Meter im Durchmesser. Dieses Gebiet ist mit Sträuchern, Büschen und Farnkräutern dicht bewachsen. Deutlich sichtbar hat sich in diesem Kreis der Kampfrichter postiert. Aufgabe des Melders ist es, an irgendeiner Stelle, gut getarnt, ohne vom Kampfrichter gesehen zu werden, durch den Kreis zu gelangen. Erblickt der Kampfrichter den Melder, ertönt ein Pfiff, der Melder muß zurück und nochmals versuchen, seinen Auftrag auszuführen. Ist dieses gefährlichste und schwerste Hindernis bewältigt, so gelangt der Melder an eine Wand (Bretterwand o. ä.), die zu überwinden ist. Nun sind noch 150 Meter zu laufen — dann ist das Ziel erreicht und der Auftrag ausgeführt.
Bei der Ankunft wird dem Melder auf der Karte die Ankunftszeit eingetragen. Sind sämtliche Melder am Ziel angelangt, nehmen die Kampfrichter die Auswertung vor. Die Gruppe, die insgesamt die geringste Zeit zur Bewältigung des schwierigen Auftrages benötigte, ist Sieger.

Rätsellösungen aus Heft 5/55

Für kleine Seefahrer: Waagerecht: 1. Stralsund, 2. Dresden, 3. Magdeburg, 4. Flagge, 5. Kutter, 6. Osten, 7. Saale, Regatta

Um die Ziffern 1—11: 1. Mond, 2. Damm, 3. Mast, 4. Turm, 5. Film, 6. Reif, 7. Ufer, 8. Kiel, 9. Leck, 10. Elbe, 11. Meer

Das „A" auf der Diagonale
1. Angel, 2. Lachs, 3. Spatz, 4. Salat, 5. Herta

Was ist das? Der Wind

Welches ist das sechste?
Reh, Fledermaus, Papagei, Dromedar, Elefant — Pferd

So ein Spaß: Dein Junge ist aber tüchtig gewachsen.

*

Pionierabzeichen — Toto (Heft 4/55)
1. Sowjetunion, 2. ČSR, 3. Korea, 4. Frankreich, 5. Ungarn, 6. Finnland, 7. Bulgarien, 8. Polen
Die Sieger erhielten bereits ihre Preise.

Achtung! Reichsbahnpreisausschreiben: Fahrt frei!
Die Lösung des Preisausschreibens erfolgt im Heft 7/55.



Zeichnung: Karl Fischer

Die Schatzinsel



Gezeichnet von Lothar und Bernhard

Nach Motiven des gleichnamigen Romans von R. Stevenson

Verse von Walter Krumbach



Nicht weit war die Jolle mit Mannschaft und Last,
schon rannten an Deck die Banditen in Hast.
Da war die Kanone, ein gutes Geschütz.
„Drauf, Jungens!“ schrie Hands. „Jetzt gibts Donner und Blitz!
Die Herrn und Lakaien und Gray, dieser Hund,
ein Schuß und sie gehn zu den Fischen auf Grund!“



Scharf spähte der Käpt'n, von Sorge gepackt:
„Zum Teufel, ich ließ die Kanone intakt!
Ein Schuß – und wir finden im Meer unser Grab.
Wer zielt gut und knallt jetzt den Richtschützen ab?
Legt an, Herr Trelawny, oft habt Ihr gesagt,
Ihr trefft selbst die Schnepfe im Flug auf der Jagd!“



Ein Knall! Und dann pfiff schon das Blei übers Heck,
den Richtschützen traf's, er schlug hin auf das Deck.
Doch standen ihm seine Kumpane zur Seit,
die machten voll Wut nun die Ladung bereit,
Und bumm! Eine Kugel schoß heulend heraus!
„Ho!“ lachten die Schurken. „Jetzt ist's mit euch aus!“



Die Kugel flog hoch übers Boot auf den Strand,
schwer kämpfte die Jolle, zu reichlich bemannt,
verlor die Balance, trieb schaukelnd daher,
dann sank sie und ging mit der Ladung ins Meer.
Die sieben erreichten die Insel mit Not,
halb schwimmend, halb watend; auf Grund lag das Boot.



Zwei Büchsen gerettet! Das war noch ein Glück,
die übrigen blieben bei Neptun zurück.
„Lauft!“ brüllte der Käpt'n, „jetzt geht's um die Haut!“
Schon wurden auch Stimmen im Walddickicht laut.
„Mir nach! und hinein in die Festung von Flint!
Wenn nur die Banditen nicht schneller dort sind!“



„Da kommt die Gesellschaft!“ rief Silver voll Hohn.
„Versteckt euch und zahlt diesen Herrn ihren Lohn!
Sie müssen vor unserer Deckung entlang,
da gebt ihnen gleich einen heißen Empfang!
Und ist das erledigt, dann haben wir Ruh,
wir heben die Jolle, die Ladung dazu.“



Nun sprang aus den Büschen, ganz nah vor dem Haus,
John Silver mit seinen Piraten heraus.
Sie stürmten mit Messern und Säbeln voran.
Der Käpt'n, der Doktor, die legten schon an.
Jetzt krachten die Schüsse, ein Schurke fiel um,
die anderen wandten zur Flucht sich herum.



Fast schien es, als wär' das Scharmützel vorbei,
der Weg in das Blockhaus gesichert und frei.
Da stürzte Tom Redruth, er stöhnte vor Schmerz,
John Silvers Pistolenschuß traf ihn ins Herz.
Wild feuerten Doktor und Käpt'n zugleich,
die Bande verschwand in dem dichten Gesträuch.



Tom Redruth gefallen! Starr lag er und stumm.
Vier Mann standen still um den Toten herum.
Sie nahmen ein Bahrtuch und hüllten ihn ein
und senkten ihn dann in die Erde hinein.
Mit Hunter hielt Joyce an den Schießscharten Wacht,
die beiden Gewehre in Anschlag gebracht.



Noch schoß die Kanone, traf niemals ihr Ziel.
„Uns blieb", sprach der Käpt'n, „an Vorrat nicht viel,
drum heißt es, den Riemen nun enger geschnürt!
Zwar hab ich ein Hilfsschiff uns organisiert,
ich hielt's bei der Ausfahrt schon für meine Pflicht,
doch ist's vor drei Wochen bestimmt nicht in Sicht."



Dann schwieg die Kanone. Der Abend brach an.
Zum Haus schlichen Jim und Ben Gunn sich heran.
„Geh, Jim, und berichte dem Käpt'n von mir,
ich wart' in der Höhle auf Nachricht von dir.
Und sag, nimmt er mich auf dem Schiff mit nach Haus,
geb ich ihm dafür meine Schätze heraus."



Gray wollte zuerst seinen Augen nicht trau'n.
„Jim!", rief er, „du lebst?" Der stieg über den Zaun.
Das Staunen war groß, als der Doktor ihn sah.
Jim meldete, was ihm im Walde geschah.
Sie blieben vor Freude noch lange beim Schwatz
und hörten gespannt von Ben Gunn und dem Schatz.

Fortsetzung im nächsten Heft

Was geschah in den Bildfolgen 1 bis 4?

In ein kleines englisches Landgasthaus poltert eines Tages ein verwegen aussehender Seeräuber, der einen großen Schatz in seinem Gepäck hat: Den Plan einer Schatzinsel. Jim, der Wirtssohn, erbeutet den Plan und geht mit Doktor Levesey und anderen auf Fahrt in Richtung Schatzinsel. Sie müssen feststellen, daß sich fast die gesamte ehemalige Seeräuberbande wieder unter Führung John Silvers auf dem Schiff zusammengefunden hat und Jim und seine Freunde mit Mord bedroht.
Nachdem die Insel erreicht wurde, geht Jim unerlaubt an Land und trifft mit dem alten Seeräuber Ben Gunn zusammen, den John Silvers Bande vor Jahren aussetzte. Die Freunde von Jim versuchen unterdessen, sich unter Kommando des Kapitäns in ein altes Blockhaus in Sicherheit zu bringen. Die Seeräuber indes wollen das Rettungsboot versenken und richten schon ihre Kanone.



DAS grüne LICHT

HANNS KRAUSE

Am Lagerfeuer hatten wir Coopers ‚Wildtöter' gelesen. Seitdem spielten wir Indianer. Wir vom Zelt 5 fühlten uns als Delawaren, die vom Zelt 4 waren Huronen. Die Huronen bauten sich im Wald eine Laubhütte. Wo, das verrieten sie uns nicht. Sie hatten ihren Wigwam auf der Halbinsel am Reihersee errichtet. So vermuteten wir.

Eines Abends — die Sonne verblaßte hinter dem Waldrand — sahen wir, wie die vom Zelt 4 das Lager verließen. Jeder von ihnen trug eine zusammengerollte Schlafdecke unter dem Arm.

Die Huronen durften also in ihrem Laubhüttenwigwam übernachten! Sofort hielten wir Delawaren Kriegsrat.

„Rothäute, das ist die Nacht des dunklen Mondes. Wir müssen das Huronenlager auskundschaften und überfallen", schlug ‚Großer Hirsch' vor. Er war unser Häuptling. Wir schrien alle „Hugh, hugh", weil das bedeutend indianischer klang als nur „prima" oder „haut sie".

‚Großer Hirsch' ging zur Lagerleitung. Wir durften das Lager verlassen. Bis Mitternacht mußten wir allerdings wieder zurück sein und in unserem Zelt liegen.

„Auf, Rothäute, mir nach!" ‚Großer Hirsch' führte uns aus dem Lager. Als erstes legten wir Kriegsbemalung an. Wir beschmierten unsere Gesichter mit Holzkohle und roter Kreide. ‚Großer Hirsch' steckte sich zum Zeichen seiner Häuptlingswürde eine Krähenfeder ins Haar.

„Wir brauchen zwei Späher, die das Huronenlager auskundschaften", sagte er. „‚Fleckiger Fuchs' und ‚Fliegender Fisch' werden gehen. Aber beeilt euch. Sobald ihr etwas entdeckt habt, kommt ihr zurück. Wir erwarten euch an den vier Eichen."

Ich rief „Hugh, hugh", denn der ‚Fleckige Fuchs' bezog sich auf mich, weil ich Sonnenbrand hatte und meine Haut sich schälte. Ich verschwand mit Emil Bumke, der beim Baden stets einen Kopfsprung vom Viermeterbrett machte und sich deshalb ‚Fliegender Fisch' nennen durfte, in dem Gehölz. Es wurde Nacht.

Vorsichtig pirschten wir uns auf die Halbinsel, wo wir wiederholt stehenblieben und lauschten. Im Schilf quarrten die Frösche, ein Blatt fiel vom Baum; zwischen dem welken Laub, das den Waldboden bedeckte, wühlte ein Igel. Behutsam schlichen wir weiter. Wo waren die Huronen? Warum sangen sie nicht, weshalb brannte kein Lagerfeuer bei ihrem Wigwam; ob sie bereits etwas gemerkt hatten?

Am samtschwarzen Himmel blinkerten die Sterne. Wir fanden einen schmalen Pfad, auf dem wir geduckt durch eine Schonung tappten. Unsere Augen bohrten sich in die Dunkelheit. Die Halbinsel war nicht groß. Der Huronenwigwam mußte jeden Augenblick vor uns auftauchen.



„Vorsicht!" ‚Fliegender Fisch' warf sich, wie vom Blitz getroffen, auf den Bauch.

Ich ließ mich neben ihn fallen. Wir drückten uns an den Moosboden.
„Da — ein Licht — siehst du?" flüsterte er erregt.

„Ja", hauchte ich. Ich sah tatsächlich etwas leuchten. Einen kleinen, grellgrünen Punkt; fünf oder auch sieben Schritte von uns entfernt.

„Es ist ein Vorposten. Er hockt auf dem Boden und hat eine Armbanduhr mit Leuchtziffern um", bemerkte ‚Fliegender Fisch' mit tonloser Stimme.

Ich überlegte. ‚Fliegender Fisch' konnte recht haben. Willi Markuse vom Zelt 4 besaß eine Armbanduhr. Er hatte sie mir neulich gezeigt. Es war eine große, plumpe Uhr mit dicken Leuchtziffern.

‚Fliegender Fisch' stieß mich an. „Los, zurück. Wir müssen den anderen Bescheid sagen. Das Lager befindet sich hier in der Nähe . . ."

„Hugh, schätze, wir nehmen den Nachtwächter dort drüben gleich mit", raunte ich. (Markuse war schwächer als ich. Ich hatte ihn unlängst beim Ringen auf den Rücken gelegt.)

„Wozu mitnehmen? Wir sollen nur feststellen, wo das Lager ist. Hugh, das ist unser Auftrag", flüsterte ‚Fliegender Fisch' zurück.

„Auftrag? Quatsch, wir sind Indianer. Was ein richtiger Indianer ist, der bringt beim Auskundschaften stets einen Gefangenen mit", knurrte ich. „Bei unserer Delawarenehre, hugh, die Huronen sollen uns fürchten lernen. Überhaupt, wo wir es bloß mit dem kleinen Markuse zu tun haben."

‚Fliegender Fisch' fügte sich. Es wurde beschlossen, gemeinsam an den Vorposten heranzuschleichen. Dann wollten wir aufspringen, uns auf Markuse werfen und ihn — ehe er Alarm schlagen konnte — blitzschnell fortschleppen. Unser Häuptling würde Augen machen. Wir sahen uns bereits als gefeierte Helden.

Markuse, oder wer es sonst war, schien uns noch immer nicht bemerkt zu haben. So eine Transuse, schläft wie ein Hase mit offenen Augen, dachte ich. Das verräterische Leuchtzifferblatt wies uns den Weg. Lautlos schlängelten wir uns an den einsamen Huronen heran. Wir krochen, glitten, rutschten, zerschrammten uns Knie und Ellbogen. Ich biß die Zähne zusammen. Ein Indianer zeigt keine Schmerzen.

Noch drei Meter, jetzt . . .

Wie zwei Tiger sprangen wir auf. Heldenmütig warfen wir uns auf den grellgrünen Schimmer, wobei wir kopfüber in ein Brombeerengestrüpp fielen. Wir sielten uns zwischen den stachligen Brombeerranken. Es war schrecklich. Vor Schmerzen heulten wir. Tausend Dornen umkrallten und zerkratzten uns. Aber da — was war das? Ich glaubte kaum meinen Augen. Das vermeintliche Leuchtzifferblatt erhob sich vor uns in die Lüfte, umkreiste uns dreimal und verschwand geräuschlos in der Nacht.

Ein Glühwürmchen!

Alle Schmerzen waren vergessen. Vor Wut schrien und schimpften wir. Dann versagten unsere Stimmen. ‚Grollender Donner', der Häuptling der Huronen, stand plötzlich vor uns.

„He, welcher krummbeinige Delaware wagt es, den Frieden unserer Jagdgründe zu stören", fuhr er uns an.

Ehe wir eine Ausrede erfunden hatten, stürzte das gesamte Huronenvolk auf uns. Gefesselt wurden wir an einen Baum gebunden. Ausgerechnet der kleine Markuse verknotete unsere Stricke.

Solch eine Schande; mir war hundeelend zumute. Ich dachte an unseren Auftrag. Was waren wir doch für traurige Indianer. Als Späher waren wir ausgeschickt worden, wie zwei Spinner hatten wir uns benommen.



DER ZAUBERLEHRLING

J. W. v. GOETHE

1 *Hat der alte Hexenmeister*
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

2 *Und nun komm, du alter Besen,*
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen:
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

De Zau leh lin

Im Heft 4/55 unserer Zeitschrift gaben wir euch einige Hinweise und Anregungen für die „Zauberei". Heute setzen wir diesen Beitrag fort.

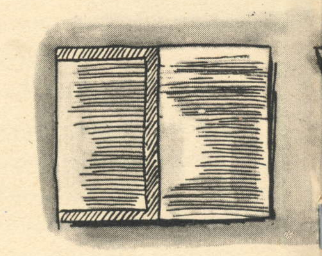
Die Tuchwanderung

Der Zauberkünstler formt aus einem Zeitungsbogen eine Tüte, in die er langsam und deutlich sichtbar ein seidenes Tüchlein hineinsteckt. Die Tüte legt er so beiseite, daß sie die Zuschauer jederzeit sehen können. Das Folgende geht ganz langsam, gewissermaßen im Zeitlupentempo vor sich. Er nimmt eine alte Quartettkarte, knifft sie einmal in der Mitte und stellt sie wie ein Dach auf den Tisch. Dann zeigt er seine leeren Hände vor, ergreift eine Streichholzschachtel, entnimmt ihr ein Streichholz und steckt es oben in die zusammengekniffte Karte hinein. Mit einem zweiten Hölzchen wird dieser behelfsmäßige Leuchter entzündet. Mit beiden soeben leer gezeigten Händen greift er in die Flamme. Diese erlischt, und stattdessen hält der „Hexenmeister" das vorher in die Tüte gesteckte Tuch in der Hand. Die Tüte erweist sich beim Aufrollen als völlig leer.

Erklärung: Wenn ihr die Handlung aufmerksam gelesen habt, so wird euch aufgefallen sein, daß dieses Kunststück eigentlich aus zwei Tricks besteht: Das Verschwinden des Tuches in der Tüte und das Erscheinen desselben aus der Flamme. Wir verbinden diese beiden Tricks, denn einzeln vorgeführt wirken sie nur halb so gut. Wir werden von dieser Möglichkeit, mehrere Kunststücke zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, noch oft Gebrauch machen.

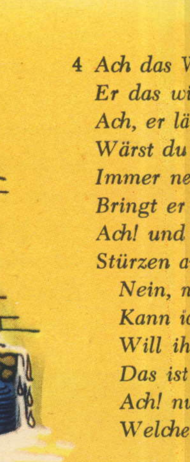
Zunächst einmal die Erklärung zum Verschwinden des Tuches. Das Geheimnis liegt in der Tüte. Nehmt einen doppelten Zeitungsbogen, bestreicht ihn an den schraffiert gezeichneten Stellen mit Kleister und klebt darüber einen anderen halben Bogen. Dadurch entsteht eine geheime Tasche in der Zeitung. Beim Zusammenrollen des Bogens zur Tüte muß die Öffnung dieser Tasche nach oben kommen, macht es also so, wie in der zweiten Abbildung angegeben ist. Dieses Tütendrehen muß sehr geübt werden, es muß flott gehen und die Tüte muß trotzdem schön glatt und gleichmäßig gerollt sein. Zum Schluß haltet ihr sie mit der rechten Hand an der Spitze fest, während die linke von oben in den Zwischenraum faßt und die Geheimabteilung öffnet. Dort, in diese Zwischenwand wird von oben das Tüchlein hineingesteckt. Die Tüte wird jetzt abgelegt, so daß die Zuschauer nicht hineinsehen können. Ein Tütenhalter, den ihr euch selbst bauen könnt, eignet sich gut. Beim späteren Zeigen der leeren Tüte müßt ihr darauf achten, daß die Öffnung der Tasche beim Aufrollen nach oben kommt und daß beide Hände den Bogen immer schön straff ziehen. Dann könnt ihr ihn getrost von beiden Seiten zeigen.

Nun zum zweiten Teil. Um das Tuch wieder erscheinen





3 *Seht, er läuft zum Ufer nieder,*
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!



4 *Ach das W*
Er das wi
Ach, er lä
Wärst du
Immer ne
Bringt er
Ach! und
Stürzen a
Nein, n
Kann ic
Will ih
Das ist
Ach! nu
Welche



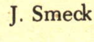
zu lassen, braucht man selbstverständlich ein zweites, das genauso aussieht wie das erste. Nehmt am besten kleine seidene Tücher von etwa 25 cm Kantenlänge. Wie kommt das zweite Tuch nun in die tatsächlich leeren Hände? Es steckt in der Streichholzschachtel! Daher auch der Aufbau mit der Karte und dem Streichholz. Man kann natürlich auch eine richtige Kerze nehmen, doch der improvisierte Streichholzleuchter wirkt geheimnisvoller. Nehmt eine alte Quartettkarte, knickt sie in der Mitte und reißt den Knick oben etwas ein. Nun werden beide Hände mit gespreizten Fingern von beiden Seiten leer vorgezeigt. Dann nehmt ihr die Streichholzschachtel zur Hand. Sie liegt von Anfang an offen auf dem Tisch, und in der Hülle, hinter der geöffneten Schublade, steckt, sorgfältig zusammengerollt, das zweite Tuch. Ein Streichholz wird der Schachtel entnommen und mit dem Kopf nach oben in die Öffnung der Karte gesteckt. Nun folgt der wichtigste Griff, den ihr gut üben müßt. Die linke Hand hält die Schachtel, wie es die Abbildung zeigt, die rechte nimmt ein Hölzchen heraus, faßt es mit Daumen und Zeigefinger und schiebt mit dem Handballen die Schachtel zu. Dadurch wird natürlich das verborgene Tuch herausgedrückt und gelangt in die hohle linke Hand. Zeigefinger und Daumen halten weiterhin die Schachtel, während die anderen drei Finger das Tuch im Handinnern verborgen halten. Das Streichholz wird entzündet und die Schachtel sofort nebensächlich auf den Tisch geworfen. Nachdem mit dem Hölzchen der „Leuchter" entzündet wurde, wird es ausgeblasen und weggelegt. Beide Hände greifen nun um die Flamme, die man gleichzeitig von oben her auspustet. Unter Reiben und Drücken zieht man recht langsam das Tuch auseinander.

Übt dieses Kunststück vor dem Spiegel gut. Das Hantieren mit der Streichholzschachtel muß sehr natürlich aussehen. Benutzt deshalb zuerst einmal eine Schachtel ohne Tuch und achtet auf die richtige Handhabung.

Das Kunststück ist sehr wirkungsvoll. Ihr werdet feststellen — vorausgesetzt, daß ihr es wirklich gut eingeübt habt —, daß sich kein Mensch erklären kann, woher das Tuch so plötzlich gekommen ist. Und noch eins. Bei diesem Kunststück heißt es langsam arbeiten. Jede Übereilung schadet. Sowohl mit der Tüte als auch mit dem Leuchter sind alle Bewegungen im Zeitlupentempo durchzuführen. Dann erst wird es so wirken, wie es sein muß. Viel Erfolg! — Weitere Anregungen veröffentlichen wir in folgenden Heften.

J. Smeck





Wort, worauf am Ende
vird, was er gewesen.
äuft und bringt behende!
doch der alte Besen!
eue Güsse
schnell herein,
hundert Flüsse
auf mich ein.
nicht länger
ich's lassen:
hn fassen.
t Tücke!
un wird mir immer bänger!
e Miene! welche Blicke!



5 *Oh, du Ausgeburt der Hölle!*
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.



6 *Seht, da kommt er schleppend wieder!*
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder.
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!



7 *Und sie laufen! Naß und nässer*
Wird's im Saal und auf den Stufen:
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."



HALT! Hier wird scharf nachgedacht

Der Gartenzaun

Liebe Kinder, saget an,
wer von euch mir helfen kann!
Diesen kleinen Gartenzaun
hat — ja, ja, man glaubt es kaum —
jemand heimlich in der Nacht
völlig durcheinandergebracht.
Ordnet ihr die Latten schnell,
ist's Ergebnis auch zur Stell'!
Lest ihr die Zeilen waagerecht,
dann wißt ihr, was ich rufen möcht'!
(Ä = AE, die erste Latte steht an der richtigen Stelle)

Sabine Kaetner,
Dresden-Weißer Hirsch,
Am Hochwald 4

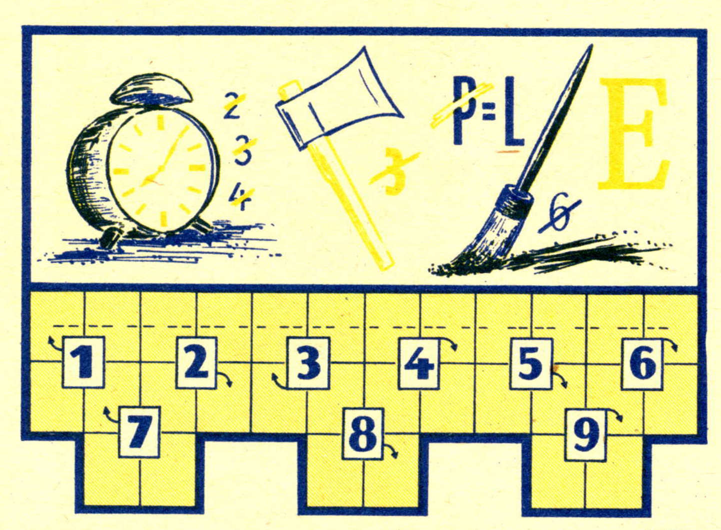


Wer kennt sie?

Hans stellte seiner Gruppe eine Denkaufgabe. Aus elf Buchstaben sollen zwei Wörter gebildet werden. Kein Buchstabe darf übrigbleiben. Bernd hatte als erster schnell das Wort HECHT daraus gemacht. „Das ist falsch, denn so war es nicht gemeint", sagte Hans, „ein Nadelbaum und ein Laubbaum sollen es sein, die in einem Mischwald stehen."

1. Wie heißt der Nadelbaum?
2. Welcher Laubbaum ist gemeint?

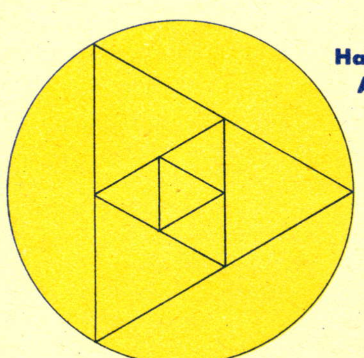




Wo ist die Pionierrepublik „Wilhelm Pieck"?

Die richtige Lösung des Bilderrätsels gibt euch Antwort auf diese Frage. Tragt das Wort von links nach rechts in die roten Felder ein und bildet in Uhrzeigerrichtung um die Ziffern vierbuchstabige Wörter, die stets in dem durch einen Strich gekennzeichneten Feld beginnen.

1. Wasserstauanlage
2. geflochtener Behälter
3. Zahlungsmittel
4. Stacheltier
5. Wasservogel
6. deutscher Strom
7. Bekleidungsstück
8. Obstschädling
9. Bodenerhebung



Habt ihr alle Geduld und Ausdauer, liebe Leser?

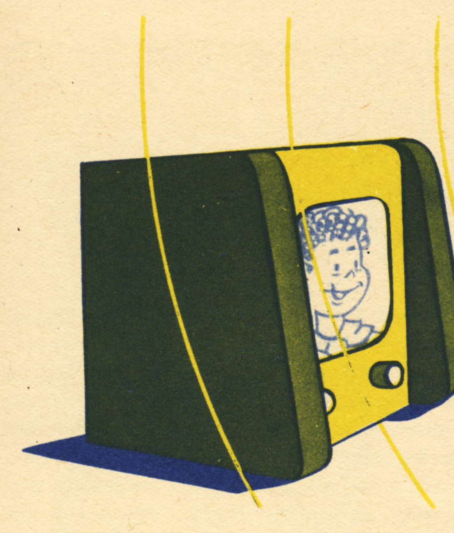
Dann versucht, diese Figur in einem Zuge, ohne den Bleistift abzusetzen, nachzuzeichnen. Dabei dürfen die Linien nicht zweimal gezogen werden, sie können sich lediglich überschneiden.

Viel Spaß!

Eine verzwickte Angelegenheit!

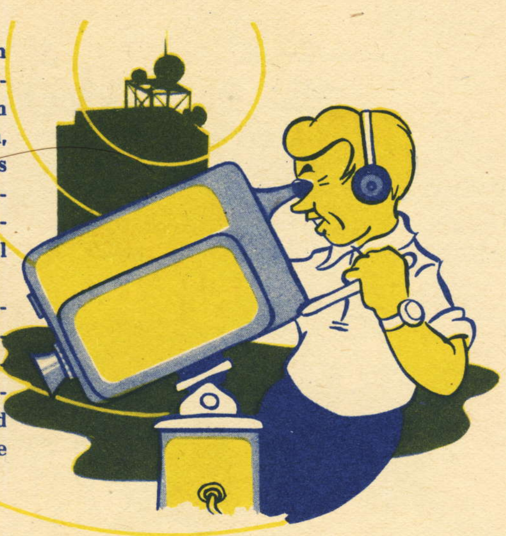
Klaus ist ein begeisterter Angler und sitzt oft stundenlang am Wasser. Er hat aber auch Erfolg. Wie ihr auf der Zeichnung seht, haben scheinbar gleich zwei Fische auf einmal angebissen. Entwirrt die Angelschnur und stellt fest, wieviel Fische nun tatsächlich an ihr hängen!





Schön ist es, aus dem dahinbrausenden Zug zu schauen, über Felder und Wälder, über Städte und Dörfer bis zum fernen Horizont. Große Fabriken, schöne Schulen, Ferienlager — all das ist unsere Heimat. Doch, liebe Fernsehfreunde, um die Heimat noch schöner erblühen zu lassen, muß man all seine Kräfte für sie hingeben.

Die Heimat wird in vielen Liedern besungen eines davon wollen wir gemeinsam mit euch lernen. Anschließend werdet ihr das neueste Abenteuer Mäxchen Pfiffigs miterleben, und dann wartet noch eine ganz besondere Überraschung auf euch.



HEIMATLIED

Text: A. Barto
Musik: I. Miljutin

Deutsche Nachdichtung:
Alexander Ott / Manfred Streubel

Singstimme

Gitarre

1. Son-ne, laß' die Ne-bel schwin-den, zeig dein freund-li-ches Ge-sicht;
denn wir wol-len Krän-ze win-den für die Hei-mat, lieb und licht.___ Seht nur: Je-de bun-te
Blu-me gibt sich gern in uns-re Hand. Dörf-lein, Weg und Ak-ker-kru-me un-ser
ist___ das ganze Land, das gan-ze Land, un-ser ist___ das gan-ze Land.

Lachend locken uns die Auen,
oh, wie lacht der Heimat Grün!
Kommt zum Waldrand, laßt uns schauen,
wie die Glockenblumen blühn.
Seht nur: Jede bunte Blume ...

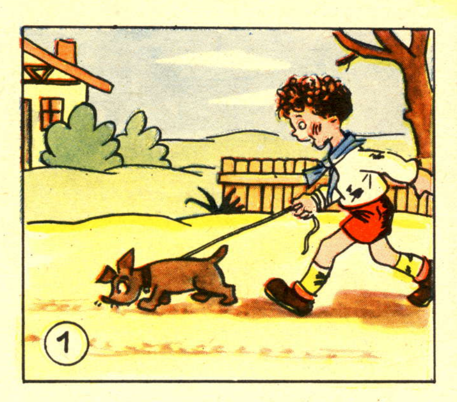


Mäxchen Pfiffigs ABENTEUER

Der Mann mit der Aktentasche

(in Fortsetzungen)

Nun ist es passiert! Der Agent, in dessen Aktentasche Mäxchen und Bambo Pläne unserer Brückenanlagen entdeckt hatten, nimmt Bambo gefangen, schleppt ihn in sein Auto und braust ab. Kreuz und quer durch die ganze Stadt waren unsere beiden Freunde dem Kerl hinterher gejagt, bis sie ihn schließlich in ein Haus gehen sahen. Bambo hatte sich sofort als Posten davor aufgebaut, und Mäxchen und sein vierbeiniger Freund Pat waren zur Volkspolizei gesaust. Doch als sie mit den Polizisten zurückkamen, war das Nest leer. Der Agent und auch Bambo waren verschwunden. Als Mäxchen aber hinter dem Garten eine Autospur sieht, ahnt er, was da geschehen ist. Er wird seinen Freund Bambo wieder befreien und weiß auch schon wie.



1 *Pat, der sich als Freund bewährte,*
soll auch hier sein Helfer sein.
Schon beschnüffelt er die Fährte
und zieht Mäxchen hinterdrein.



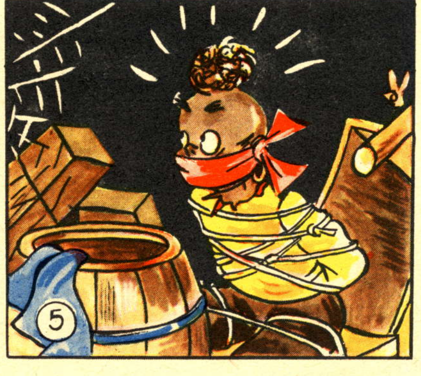
2 *In den Wald floh der Geselle.*
Weiter geht es Schritt für Schritt.
Mäxchen nimmt für alle Fälle
einen dicken Knüppel mit.



3 *Bambo aber hockt indessen*
in dem dunklen Kellerloch
einer alten Försterklause,
wo der Räuber sich verkroch.



4 *Und der Kerl ist nicht alleine.*
Oben sitzen sie zu viert.
Hämisch grinsend wird beim Weine
schon der Fluchtweg diskutiert.



5 *Bambo zerrt an seinen Stricken.*
Stöhnend bäumt er sich empor.
Und in diesen Augenblicken
dringen Schritte an sein Ohr.



6 *Schatten sind am Kellerfenster.*
„Pst!“ zischt eine Stimme dann.
Bambo glaubt, er sieht Gespenster:
Mäxchen Pfiffig lacht ihn an!



HURRA, die Ferienzeit ist da!

Ja, liebe Jungen und Mädel, jetzt ist es soweit: Die Reisen und Wanderungen durch unsere schöne deutsche Heimat können beginnen. Die frohe Zeit des Erholens, der Freude und des Lachens nimmt ihren Anfang. Da heißt es dann gut darauf zu achten, daß nicht durch Fahrlässigkeit Unglücke, Krankheiten und Sachschäden verursacht werden.

Habt ihr euch unsere Zeichnung schon genau angesehen? Ja? Dann werdet ihr auch festgestellt haben, daß die wandernden Jungen Pioniere und Schüler in vielen Dingen falsch handeln. Setzt euch schnell hin, nehmt Papier und Bleistift und schreibt uns auf eine Postkarte mit dem Vermerk: „Hurra, die Ferienzeit" alle falschen Dinge auf. 250 Preise warten auf ihre Gewinner. Schickt eure Einsendung bis zum 1. September an

Redaktion „Fröhlich sein und singen",
Berlin W 8, Kronenstraße 30/31.

Viel Glück!

Schulmeister Tungkuo





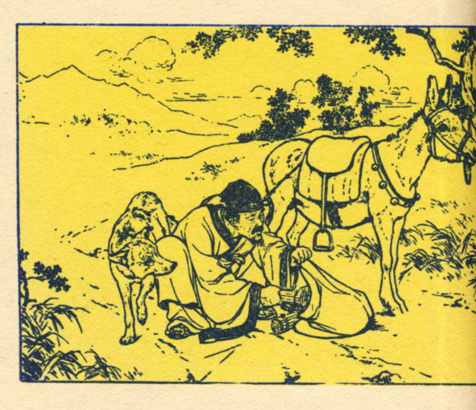
Vor einigen tausend Jahren lebte in China ein freundlicher und gutherziger Lehrer, Meister Tungkuo genannt. Er tat weder einem Menschen noch einem Tier jemals etwas zuleide und ließ sich lieber von einer Mücke plagen, als sie totzuschlagen. Meister Tungkuo wurde von allen seinen Schülern sehr geliebt und lehrte sie, daß es zuallererst darauf ankäme, ein guter Mensch zu sein.



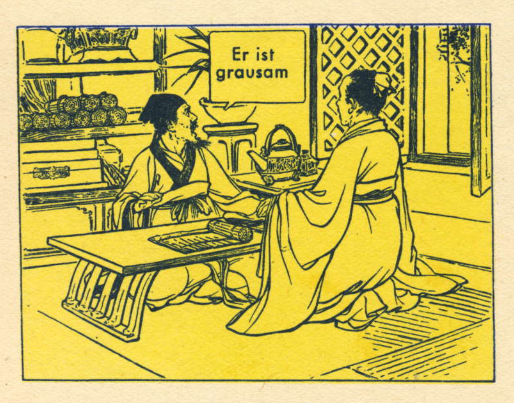


Eines Tages, als Meister Tungkuo am geöffneten Fenster saß und an einem Aufsatz schrieb über das Thema: „Alle guten Menschen werden belohnt werden", hörte er Soldaten vorbeimarschieren und erfuhr von ihnen, daß ein Krieg mit dem Nachbarstaate Chungshan ausgebrochen sei. „Fluch dem Manne, der das Eisen entdeckt hat", sagte Meister Tungkuo zornig.





Er begab sich sogleich in den Amtssitz des Obersten Kriegsherrn Chao Chien-Tsu, einem seiner ehemaligen Schüler, tadelte ihn sofort und fragte: „Warum treibst du deine Soldaten in den Tod? Warum läßt du einen Krieg zu?" Chao Chien-Tsu erklärte, daß der Nachbarstaat das Bündnis gebrochen habe, daß Menschen niedergemetzelt seien und ein kostbares Heiligtum geraubt sei. „Meister, können Sie raten, daß unsere Menschen auf den sicheren Tod warten, statt sich zu verteidigen?" Darauf ging Tungkuo fort.



Einige Monate später schmückten die Leute ihre Häuser, weil der Krieg siegreich beendet war. Doch ein Schüler brachte Meister Tungkuo die erregende Nachricht, daß Chao Chien-Tsu grausam gewütet habe, daß er viele Menschen auf einem Berg zusammentreibe und mit Pfeilen überschütte. Da verfluchte Meister Tungkuo seinen ehemaligen unbarmherzigen Schüler Chao Chien-Tsu.

Am nächsten Tage sattelte Meister Tungkuo seinen Esel, hing sich einen Sack über die Schulter, darin waren Bücher und Nahrungsmittel, und machte sich nach Chungschan auf den Weg, um sich selber von den bösen Gerüchten zu überzeugen. Am Straßenrande traf er eine jammernde Frau und erfuhr von ihr, daß sie um ihr Kind weine, das ein Wolf gefressen habe.



Meister Tungkuo mußte sehr bald einsehen, daß Chao Chien-Tsu nicht Menschen zu Tode hetzte, wie das Gerücht vermeldete, sondern eine Hetzjagd veranstaltete, um das Land von der schrecklichen Wolfsplage zu befreien. Ein verwundeter Wolf versuchte zu entkommen und lief auf den alten Lehrer zu, der heftig erschrak und am ganzen Leibe zitterte.

Als der Wolf erkannte, daß es nirgendwo ein Versteck für ihn gab, trat er bittend auf Tungkuo zu und sprach: „Alter Meister, fürchte dich nicht! Bitte, rette mein Leben. Ich bin ein guter Wolf, ich fresse keine Menschen. Ich werde gejagt und bin verwundet." Und wie der Wolf seine Verfolger herannahen sah, zitterte er so schrecklich, und sah so jämmerlich aus, daß Tungkuos freundliches Herz gerührt wurde.

Meister Tungkuo warf alle Bücher und den Beutel mit Lebensmitteln aus dem Sack und forderte den Wolf auf, hineinzuschlüpfen, sich aber nicht darin zu bewegen. Dann setzte er sich neben den Sack und tat, als ob er in einem Buche lese.

Inzwischen war Chao Chien-Tsu mit seinen Leuten herangekommen.

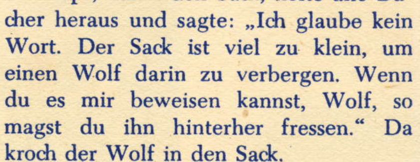
Meister Tungkuo fragte ihn vorwurfsvoll, warum er immer noch in diesem Lande sei, und Chao Chien-Tsu antwortete: „Die Gegend wird von Wölfen heimgesucht, die großen Schaden anrichten. Ist nicht in deiner Nähe ein Wolf vorbeigelaufen? Wir verfolgten seine Fußspuren, und sie führten hierher.“ Doch Meister Tungkuo sprach mit Ruhe eine Lüge aus und beschützte den Sack ärgerlich vor den Kriegern.

Als die Reiter außer Sicht waren, öffnete Tungkuo, sehr zufrieden mit sich, den Sack. Kaum war der Wolf draußen, wurde er, was er immer gewesen war, ein wilder Wolf, der Hunger hatte und sich auf Tungkuo stürzte. Der bot ihm vor lauter Angst ein Stück Kuchen, und darauf seinen Esel zum Fraße an, doch der Wolf sprang auf ihn zu, Tungkuo stürzte zu Boden und rief schreiend um Hilfe.

Endlich besann sich Meister Tungkuo auf seine Klugheit und forderte den Wolf auf, solange mit dem Fressen zu warten, bis sie drei Ältere um ihr Urteil gefragt hätten. Der Wolf stimmte zu. Meister Tungkuo befragte als ersten einen uralten Pfirsichbaum und erzählte ihm sein Unglück. Doch der Baum dachte nur an die Kinder, die einstmals so gern seine Früchte gegessen hatten, und rief: „Eßt nur!“

Meister Tungkuo war sprachlos, der Wolf aber war es zufrieden, und so gingen sie weiter. Bald begegneten sie einer Kuh, die so alt war, daß sie kaum noch sehen und hören konnte. „Ich habe diesem Wolf das Leben gerettet. Ist das gerecht, daß er mich jetzt fressen will?“ Doch die Kuh schmatzte nur das frische Gras, und es klang, als antwortete sie: „Friß, friß!“

Darauf trafen sie einen Bauern, der schon sehr alt, aber immer noch kräftig war. Als der von der Sache hörte, schüttelte er mit dem Kopf, nahm den Sack, holte alle Bü-



cher heraus und sagte: „Ich glaube kein Wort. Der Sack ist viel zu klein, um einen Wolf darin zu verbergen. Wenn du es mir beweisen kannst, Wolf, so magst du ihn hinterher fressen.“ Da kroch der Wolf in den Sack.

Kaum war er darinnen, als der Bauer den Sack zuband, nach seiner Hacke griff und sie viele Male herniedersausen ließ, bis der Wolf tot war. Meister Tungkuo verhüllte sein Gesicht und stöhnte: „Ein guter Mensch darf nicht Leben zerstören.“ Doch der Bauer entgegnete: „Man soll ein guter Mensch sein, aber man darf kein Narr sein.“

Dann zog er den toten Wolf mit den Hinterfüßen heraus. Im gleichen Augenblick kam die Frau vorbei, die Meister Tungkuo vor einiger Zeit weinend am Straßenrande getroffen hatte. Sie erkannte in dem Wolf den Mörder ihres Kindes. Meister Tungkuo stand wie versteinert daneben. Auch Chao Chien-Tsu kam zurück und erfuhr alles. „Ihr habt mich getäuscht“, sagte er, „und beinahe selber euer Leben verloren.“ Als der alte Lehrer dem Bauern für seine Errettung dankte, stieg ihm die Röte ins Gesicht.

Von diesem Tage an war Meister Tungkuo zwar immer noch ein gütiger und hilfsbereiter Mann, aber er hatte niemals mehr Mitleid mit Bösewichten, die den Menschen peinigten oder ihn fraßen. Auch seinen Aufsatz schrieb er noch einmal. Die Überschrift: „Alle guten Menschen werden belohnt“ strich er aus und schrieb dafür: „Ein Narr ist jeder, der vor lauter Gutmütigkeit es versäumt, sein Leben zu schützen.“



















Text: RAINER KERNDL
Zeichnungen: Klaus Poche



Die silberklare Winternacht erstickte fast jedes Geräusch. Nur das Schleifen der Skier, auf denen sich die beiden Grenzpolizisten Walter Eisen und Klaus Brandner vorwärts bewegten, unterbrach gleichförmig die Stille.

„Wie in einem Märchen", raunte Klaus Brandner seinem Freund zu, der leise vor sich hin schimpfend an der Bindung seiner Skier nestelte. Walter Eisen knurrte nur undeutlich eine Antwort; wenn ihm etwas gegen den Strich ging, wie jetzt die Sache mit der Skibindung, dann konnte er schnell ärgerlich werden. Klaus störte aber die Launenhaftigkeit des Freundes nicht; denn er kannte den Freund schon lange genug. Plötzlich aber packte er Walter an der Schulter seiner wattierten Jacke und deutete hinab in die kleine Schlucht, an deren oberem Rand sie standen.
„Da! Sieh, dort unten!"



Dort etwa, wo der Bach sein mußte, stand eine Gestalt. Deutlich hob sie sich von dem weißen Hintergund des jenseitigen Abhanges ab.
„Er kommt direkt auf uns zu!" stieß Klaus hervor. Ruhig und mit sicherer Hand machte er den Karabiner schußfertig. Gleichzeitig huschte Walter, ohne ein Wort zu verlieren, etwa zwölf Meter weiter nach links und legte hinter einem Baumstamm auf den Fremden an. Der Bach im Talgrund bildete hier die Grenze. Der Mann hatte ihn, vom jenseitigen Hang kommend, überquert. Schon konnten sie das Keuchen des gerade auf sie Zukommenden deutlich hören . . . Mit einem Ruck richtete sich Walter Eisen auf: „Halt! Stehenbleiben! Grenzpolizei!" „Teufel!" Der Mann rief es so laut, daß es weithin durch den Wald hallte.

„Bleiben Sie stehen und nehmen Sie die Hände hoch!" forderte Walter den Fremden auf. Dieser blickte dem jungen Grenzpolizisten heftig atmend entgegen: „Unbequeme Gegend hier, diese Ecke!" rief er und schien über seine Festnahme nicht sonderlich verblüfft zu sein. Walter Eisen überhörte das Geschwätz. „Drehen Sie sich um!" Er ließ den



Karabiner sinken und tastete Hosen und Jackentasche des Mannes ab, dabei stets beachtend, daß Klaus, der den Verhafteten von der Seite her in Schach hielt, freies Schußfeld hatte. Bis auf ein Klappmesser fand er keine Waffe.
Den Grenzgänger vorneweg, entfernten sie sich einige hundert Meter von der Demarkationslinie, um ihren Fang einer



anderen Streife zu übergeben, die auf ihrem Weg zum Kommando bald hier vorbeikommen mußte.
Die beiden Grenzpolizisten mochten mit ihrem Verhafteten etwa zehn Minuten verschwunden sein, als sechs bis acht Männer über den gefrorenen Bach huschten, im Schutze des Strauchwerkes den diesseitigen Hang heraufkrochen und laut-



los und gebückt im Wald verschwanden. Sie alle hielten den Atem an und sprachen kein Wort. Die Ablenkung der Grenzstreife war gelungen. —
Am nächsten Morgen saß ein Bauer in der Baracke des Grenzkommandos, um mit dessen Leiter, dem Leutnant Brehm, über einen Fund zu sprechen, den er gemacht hatte. „Nee, Herr Offizier, ich hab' das Paket noch gar nicht aufgemacht. Ich dachte, es wäre besser, wenn das einer von Ihren Soldaten macht." Er nahm seine Pfeife aus dem Mund und stocherte umständlich die Asche heraus. Der Leiter des Kommandos schob ihm den Aschenbecher über den Schreibtisch zu:
„Natürlich sehen wir uns das Paket mal an", erklärte er dabei. „Im übrigen freuen wir uns immer, wenn die Bevölkerung mit ihren Beobachtungen zu uns kommt."



Er wandte sich an den Wachhabenden: „Bitte, Genosse, rufen Sie mir den Unteroffizier Paetzkow!"
„Sofort, Genosse Leutnant!" Der Wachhabende stand auf und verließ den kleinen, wohlig durchwärmten Raum. —
Auf dem weißen Feld, das nur hier und dort von einer hartgefrorenen Erdscholle, die durch die Schneedecke brach, unterbrochen wurde, lag ein graues Paket.
„Wann haben Sie das Ding bemerkt?" erkundigte sich Unteroffizier Paetzkow bei dem Bauern. Dabei schien er sich aber viel mehr für eine schon etwas undeutlich gewordene Spur im Schnee zu interessieren, als für das Paket selbst, das mit feldgrauer Leinwand umwickelt war.
„Na, wohl vor 'ner Stunde", gab der Gefragte zur Antwort.
„Woll'n mal sehen, was drin ist", sagte der Unteroffizier, kniete nieder und riß die starre Segeltuchhülle von dem Ballen herunter.
„Zeitungen!" sagte er dann und richtete sich auf.
„Deutsche?" wollte der Mann aus dem Dorf wissen.
„Amerikanische. Aber in deutscher Sprache", erwiderte Paetzkow trocken.
Wie ein dunkler Strich zog sich die Spur über das Feld; auf der einen Seite verschwand sie im Grenzwald, auf der anderen wurde sie von dem halbzerfallenen Zaun eines Gemüsegartens verschluckt.
Das Paket und die Spuren gehörten zusammen, darüber gab es für Paetzkow keine Frage mehr. Die Zeitungen kamen von drüben, die Spuren ebenfalls. Aber wo führten sie hin? Und weshalb war das Paket hier liegengeblieben?
Wieder kniete der Unteroffizier nieder und betrachtete gedankenvoll einen der Fußtapfen, der sich tief im verharschten Schnee abgeprägt hatte. —
Wieder einen Tag später. In den Räumen der Bereitschaftsleitung der Grenzpolizei herrschte trotz der frühen Morgenstunde ein reges Treiben. Im Vorzimmer des Kommandeurs versammelten sich die Offiziere zur täglichen Situationsbesprechung.
Stühle wurden gerückt, Zigaretten in den Aschenbechern ausgedrückt. Der Oberstleutnant trat ein.
„Guten Morgen, Genossen. Dann können wir wohl beginnen!"
Der grauhaarige Bereitschaftskommandeur setzte sich ans obere Ende des tafelförmigen Tisches und ließ seine Augen ruhig über die Gesichter der Offiziere gleiten.
Im gesamten Bereitschaftsgebiet war während der vergangenen vierundzwanzig Stunden nichts vorgefallen; nur im Abschnitt Mauersberg . . . Die Meldungen, die ständig von dort kamen, lenkten sowieso schon seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Offiziere auf diesen Abschnitt.



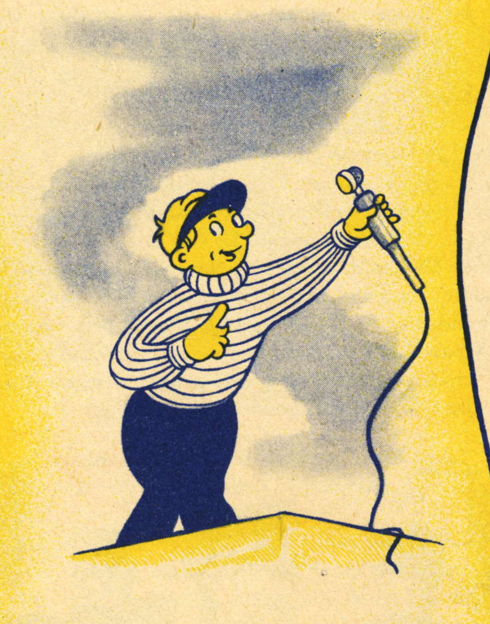
Fortsetzung im nächsten Heft

Immer mehr Fernsehapparate werden angeschlossen, ständig erweitert sich der Kreis der Menschen, die die Sendungen des Fernsehzentrums miterleben. Unsere Techniker und Wissenschaftler sind bemüht, die vielen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die in der Sowjetunion errungen wurden, für die Weiterentwicklung des Fernsehens in unserer Republik auszunutzen.

Das Fernsehzentrum der Deutschen Demokratischen Republik befindet sich in Berlin-Adlershof. Weitere Fernsehsender wurden in Berlin-Grünau, Berlin-Stadtmitte, Dresden und Leipzig errichtet. Das ist der Anfang des Fernsehens in unserer Republik.

In der Sowjetunion hat die Entwicklung des Fernsehfunkes einen weit größeren Raum eingenommen. Moskau hatte bereits 1952 5 Fernsendestationen. Seit einigen Jahren arbeiten nun auch in Leningrad, Charkow und vielen anderen Städten Fernsehsender.

Besonders interessant ist das Fernsehtheater in Moskau. Auf einer 12 Quadratmeter großen Fläche erscheint das Bild. Erfolgreiche Versuche werden in der Sowjetunion durchgeführt, um farbige Fernsehprogramme zu senden.



Großenhain ist erreicht. Nicht mehr lange wird es dauern, und wir werden in Dresden einfahren. Treffpunkt der besten Jungen Pioniere aus allen Teilen unserer deutschen Heimat, Treffpunkt derer, die hervorragende Leistungen in der Schul- und Pionierarbeit vollbrachten — das ist Dresden in diesen Tagen. Feste Freundschaft werden die Jungen Pioniere Deutschlands mit ausländischen Pionierdelegationen schließen, in alle Länder wird der Ruf der Freundschaft dringen. Dieser Gruß wird auch unseren Freund Luu im fernen Vietnam erreichen.

Wer Luu ist, fragt ihr? Paßt gut auf, wir werden ihn euch in der folgenden Erzählung vorstellen.

Der kleine Luu



von Bernhard Seeger

Im Südosten Asiens, auf der indochinesischen Halbinsel, liegt Vietnam, ein Land mit heißem, tropischem Klima, fruchtbaren Reisfeldern, dichten, schier undurchdringlichen Wäldern und mit fleißigen, zähen und tapferen Menschen.

Vietnam ist ein Land mit einer großen Geschichte, die reich ist an heroischen Kämpfen gegen die eigene und fremdländische Unterdrückung, gegen die Mandarine (Beamte) des Königs Din Bo, gegen die mongolischen Eroberer, gegen die japanischen Faschisten und die französischen Kolonialherren.

Mit grausamen Mitteln versuchten die Unterdrücker ihre Macht zu behaupten. So raubten die französischen Imperialisten im Winter 1944/45 die riesigen Reisvorräte des Landes, so daß über 2 Millionen Menschen verhungerten. Aber die Partisanenbewegung wuchs und wuchs und entwickelte sich unter der weisen Führung des geliebten Ho Schi Minh zur Volksbefreiungsarmee. Tausende strömten zu ihr, mit heißer Liebe zur Heimat und loderndem Haß gegen ihre Unterdrücker im Herzen. Und ihr Kampf war siegreich. Seit der Genfer Konferenz im Jahre 1954 schweigen in Vietnam die Waffen. Vorerst in einer Hälfte des Landes arbeitet das Volk unter der Führung der Lao-Dong-Partei (Partei der Werktätigen) am Wiederaufbau ihres schwer zerstörten Landes. Im Jahre 1956 werden Wahlen den Willen des gesamten Volkes der Vietminh kundtun, in einem freien, glücklichen Vietnam zu leben.

Von dem Leben und dem Kampf eines dieser Helden soll euch unsere Geschichte, die in Fortsetzungen erscheint, erzählen:

Der kleine Luu liebte das Meer. Es wiegte ihn nachts in den Schlaf. Es weckte ihn morgens mit dem Rauschen der Brandung. Das Meer war für ihn wie der Reis. Beides brauchte er, um leben zu können.

Jeden Abend saß er mit seinem Großvater auf einem Felsen. Zu ihren Füßen leckten die Wellen und schmatzten, als hätten sie etwas Gutes gefunden.

„Wie war's mit dem Vater?" fragte Luu. „Du weißt es doch. — Du kennst doch alles", sagte der Großvater. Er strich sich das Haar aus der Stirn. Es wuchs lang und lag zum Knoten geflochten im Nacken. — „Mußt du's immer wieder hören, Luu?"

„Ich muß es oft hören, Großvater ... Ich sehe ihn dann und die Mutter auch ... Sag', war sie so lustig wie ein Sonnenkringel im Gras?" — Der kleine Luu zog die Knie an die Brust. Er saß regungslos und blickte aufs Meer.

„Ja, sie wiegte sich wie junger Bambus, wenn sie Wasser holte ... Und beide, Vater und Mutter, waren fleißig und stark wie Büffel. Und schnell entschlossen war dein Vater. Einmal brach uns das Steuerruder kurz vor der Brandung. Der Wind trieb vom Land her. Es gab keine Rettung. Da sprang dein Vater ins Meer. Er klemmte sich das zerbrochene Steuer unter'n Arm. Er rang mit der Brandung. Oft sah ich ihn minutenlang nicht. Wie Stunden sind solche Minuten, Junge. Er brachte das Boot ans Ufer. Auf dem Rücken mußte ich ihn in die Hütte tragen, so erschöpft war er." — Der Großvater fingerte an seinem Bart, der wie ein Wurzelgeflecht aus dem Kinn wuchs.

„Und weiter?" fragte Luu.

„Ach, Junge — dann kamen die. Dein Vater haßte sie. Seine Augen wurden schmal, wenn er von ihnen sprach, ganz schmal wurden sie. Bauern, die aus dem Delta des Roten Flusses zu uns ans Meer flüchteten, erzählten, wie die Feinde hausen. Die Hütten brennen sie nieder. Der Mensch ist für sie weniger wert als Büffelmist ... Am Ende haben wir's am eigenen Leib erfahren. Sie landeten mit Kanonenbooten. Es war tiefe Nacht. Dunkel wie in einem Sack. Wir wurden von Schreien geweckt. Dein Vater fuhr zuerst aus dem Schlaf. Sein erster Gedanke warst du. — ‚Nimm ihn' — rief er. — ‚Versteckt euch, Vater' ... Ich hatte dich an meine Brust gepreßt. Ich lief mit dir um unser Leben. Wir entkamen ihnen. Du weißt es ja."

„Und als wir zurückkehrten, war die Hütte abgebrannt", sagte Luu. — „Und der Vater hat einen mit einem eisernen Kochtopf erschlagen ... Stimmt das, Großvater?" — „Ja, so wird es erzählt ... Und er hat's gewiß getan, als die nach deiner Mutter griffen." — „Nach Mutter?"

„Laß das, Junge, gib Ruh' ... Die Asche der beiden braucht Frieden."

Der Großvater seufzte. — „Mich fröstelt, Luu. Es wird kühl. Komm'!"

„Bleib' noch, ein Weilchen nur ... Das Meer ist so kräftig, Großvater. Aber der Vater war stärker ... Sag', bin ich auch stark?" — „Du bist ein Kind. Du wirst stark werden, wenn wir am Leben bleiben."

Luu kletterte vom Felsen herab. Beide gingen schweigend am Strand entlang. Auf dem Berg protzte eine weiße Villa. Aus allen Fenstern strahlte schon Licht.

„Die Villa schmerzt im Auge wie ein Splitter", sagte der Großvater. „Schlimmer noch", sagte Luu. — „Hinter den Fenstern sind Teufel zu Gange. Ich seh' sie, wenn die Abendsonne die Scheiben rötet."

„Die Villa hat auch ihr Gutes für uns, Luu. Sie hält die Söldner fern ... Seit die Herren Generäle den Sommer hier feiern, läßt sich kein Gemeiner mehr sehen. Die Generäle können ihre Leute selber nicht ausstehen. — Das ist wie mit einem Putzlappen, mein Junge. Man braucht ihn, um die Stiefel sauberzuhalten; aber zum Fest nimmt man ihn nicht mit ... Also, hat die Villa auch ihr Gutes für uns."

„Was von denen kommt, ist nie gut für uns ... Das sind deine eigenen Worte, Großvater."

Der Alte streichelte den Jungen. — Sie kamen zur Hütte. Unterm Strohdach stand ein Mann. Sie wurden erwartet. Der Mann trug eine Uniform. Der Großvater schreckte zurück. Um Luus Herz legte sich die Angst. Sie machte es ganz eng und klein. Aber der Mann in der Uniform reichte



Fortsetzung Seite 30

BERICHT

Dem Telegraphenarbeiter

MANFRED STREUBEL

*Es war einmal im Lenz der Feuerblumen.
Der Himmel schrie, von Phosphorbränden rot.
Verirrte Kinder bettelten um Krumen,
und viele glaubten: Dresden sei nun tot —*

*ein wundes Herz, das leer im Wind erkaltet,
ein gutes Herz, beleidigt und gequält.
Da sprach ein Mann zu müden Menschen:
„Haltet durch! Des Krieges Tage sind gezählt.*

*Und schlug er uns die sanfte Stadt in Stücke —
wir heilen sie, mein Wort, sie stirbt uns nicht.“
Fest an den Ufern hielt die trotz'ge Brücke,
auf ihrem Rücken trug sie scheues Licht.*

*Die Schwalben brachten erste Hoffnung wieder.
Die Welle wußt': Der Friede ist nicht weit.
Auf blassen Lippen warteten die Lieder.
Die Sonne stieg. Und es war Frühlingszeit.*

*Es schmolz das Eis. Es heulten die Faschisten,
dem wilden Rudel war das Fell versengt.
Und auf der Brücke stapelten sie Kisten:
‚Befehl vom Stab — die Brücke wird gesprengt!‘*

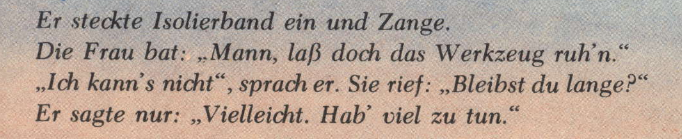
*Da strich der Mann, der um das Ende wußte
und um die nackte Not im Nachbarhaus,
die Brücke von der Liste der Verluste.
„Verrechnet habt ihr euch, da wird nichts draus!“*

*Wie sollt' er vorstadtwärts zur Arbeit kommen?
Schon wucherte im Wege Stacheldraht.
Bald wird das Leben wieder ernst genommen!
Genug gedacht. Er war ein Mann der Tat.*

*So kramte er in seinem Werkzeugkasten
und stieg auch noch in den Monteuranzug,
den er im Wald der Telegraphenmasten
seit Jahr und Tag schon auf dem Leibe trug.*

VOM MANNE UNVERZAGT

Paul Zickler, Retter der Elbbrücke „Blaues Wunder", zum Dank



Er steckte Isolierband ein und Zange.
Die Frau bat: „Mann, laß doch das Werkzeug ruh'n."
„Ich kann's nicht", sprach er. Sie rief: „Bleibst du lange?"
Er sagte nur: „Vielleicht. Hab' viel zu tun."

Er küßte sie, damit sie nicht mehr frage,
warf sich die Mütze auf das weiße Haar,
ging aus dem Haus, so wie er alle Tage
zur Arbeit ging, nur — daß jetzt Abend war.

Der erste Stern glomm längst schon blaß im Osten.
Jäh aus den Wiesen sprang die Brücke, grau.
Die Stille stöhnte unterm Schritt der Posten.
Und unser Mann kroch durch das Drahtverhau.

Zeichnung: H. Betcke

Dann überwand er Pfeiler und Gerüste,
riß sich die Hände wund an Stahl und Stein,
und glaubte fast, daß man ihn hören müßte —
sein Herz schlug laut im bleichen Mondenschein.

Tief unter ihm, da flüsterte die Elbe,
und ihre Stimme gab ihm neuen Mut.
Auf seinen Wunsch erlosch der schwefelgelbe,
verräterische Mond in ihrer Flut.

Und weiter ging's nach solcher Vorbereitung.
Der Sims war schmal, der Körper schwer wie Blei.
Da — fand er neben sich die Todesleitung.
Er griff das Kabel, zwickte es entzwei.

Nahm drauf das Isolierband aus der Tasche,
denn halbe Arbeit mochte er noch nie,
Paul Zickler, Sieger über Schutt und Asche.
„Die Brücke lebt! Dem Krieg entriß ich sie!"

Dies morste dann, als er nach Hause hinkte,
noch atemlos, sein Herz weit in die Welt,
zum Haus am Ufer, lief er, und er winkte:
„Hallo! Verbindung wiederhergestellt!"

*

Die Heimat schälte sich aus Nacht und Nebel.
Die Mörder flohen, grölten: „Feuer frei!"
Noch einmal knackten knöchern Todeshebel.
Der Tod war machtlos, und der Spuk — vorbei.

Ein Morgen kam, der nicht mit Sonne sparte.
Der Friede pulste auf der Brücke her.
Gedenkt des Mannes, der sie euch bewahrte.
Er ist ein Held. Seid unverzagt wie er.



dem Großvater nur einen Brief und stampfte davon, der Villa zu, ohne ein Wort.

Der Alte und Luu hockten sich an der Feuerstelle hin. Der Brief lag auf den Knien des Großvaters. Keiner der beiden konnte ihn lesen. — Sie hatten gelernt, vom Mond das morgige Wetter abzulesen; aber wie man Briefe liest, hatte sie keiner gelehrt. Im weiten Vietnam gab's viele Herrenvillen. Doch Schulen für Luu und seinesgleichen gab's keine. Und er hätte so gern gelernt. Manchmal hätte er aufschreiben mögen, was er sah und dachte . . . Von der Nacht würde er schreiben, die grau und schwer wie ein Büffel von den Bergen kommt; von den Reisrispen, die der Wind rüttelt, bis sie glockensanft ertönen, und über seinen Vater würde er schreiben, über seine Mutter, die so lustig war . . .

„Wir müssen einen finden, der's lesen kann", sagte der Großvater. „Heute noch?"

„Ja, Luu. Morgen kann's zu spät sein. Man darf den Herren keinen Henkel zum Anpacken geben. Dann lassen sie einen in Ruhe."

Sie fanden einen, der lesen konnte. Im Brief stand: „Deine Hütte verdirbt den Ausblick aufs Meer. Reiß sie ab und bau eine neue. Wenn Du nicht willst, dann melde Dich. Wir bringen Dich mit einem unsrer Boote landeinwärts." . . . Unterzeichnet war der Brief von einem General der französischen Kolonialtruppen in Vietnam. Die Lippen des Alten zitterten. Luu sah ihn zum ersten Mal weinen. Luu hatte keine Tränen. Er schloß die Augen und sah den Vater, wie er den eisernen Kochtopf schwang, hoch über dem Kopf.

„Wir gehen nicht", sagte Luu. — „Wir verlassen das Meer nicht, Großvater."

Der Alte faßte den Jungen um. Er schwieg. Er hockte die ganze Nacht an der Feuerstelle. Luu kauerte sich neben ihm hin. Gegen Morgen schlief er ein. Als er aufwachte, riß der Wind an der Hütte. Er war allein. Das Feuer verglimmte. Die Kälte zog eine Frosthaut über Luus Rücken. Die Furcht schnürte sein Herz ein. Er stürzte ans Meer, um den Großvater zu suchen. Er kletterte auf ihren Felsen. Der Wind zerrte an ihm. Er schwankte hin und her. Der Großvater war nirgends zu sehen. Luu keuchte zur Hütte zurück. Da stand der Großvater vor ihm mit wirrem Bart und hängenden Schultern.

„Ich war oben, Luu . . . Wenn der Sturm sich gelegt hat, kommt das Boot. Wir können's nicht aufhalten. Du und ich sind schwache, kleine Käfer, die man zerdrückt, zwischen zwei Fingern zerdrückt . . . Landeinwärts sind Bauern. Sie werden uns nicht umkommen lassen, Junge."

Luu gab dem Großvater keine Antwort. Er lief ans Meer zurück und ließ den Alten allein. Er legte sich auf den Felsen und weinte. Aber der Sturm verschlang sein Schluchzen. Niemand hörte es. Keiner sah, wie er litt. Aber als er zurückkam, erschrak der Großvater vor dem Gesicht des kleinen Luu. Es hatte seine bronzene Farbe verloren. Es war grau wie die Asche, die er jetzt aus der Feuerstelle klaubte und in den eisernen rußschwarzen Kochtopf rieseln ließ.

„Was machst du mit der Asche, Luu?" fragte der Großvater. Seine Stimme war müde.

„Zur Erinnerung an die Hütte", sagte Luu. — „An die verbrannte und an die, die nun abgerissen wird."

Am nächsten Morgen hatte sich der Sturm ausgetobt. Ein französischer Wachtposten kam. Er trieb zur Eile an. Auf dem Meer schaukelte das Boot.

Die beiden schafften ihre Bastmatten ans Ufer, einige Krüge und die wenigen Kleider, die sie besaßen.

Der Wachtposten wurde ungeduldig. Er stieß gegen den Kochtopf, den Luu trug. Der Kochtopf fiel zu Boden. Die Asche streute aus.

„Schweine!" schrie der Wachtposten. — „Asche im Kochtopf!"

Luu kniete sich hin und kratzte die Asche zusammen, die nun mit dem weißen, feinen Sand des Strandes vermischt war. Der Wachtposten stieß dem Großvater den Gewehrkolben in den Rücken. — „Lehr dem Bengel Vernünftiges, alter Esel . . . Asche im Kochtopf . . . Im Kochtopf!" Aber dann schien ihn das zu belustigen; denn er begann zu lachen. Als Luu zu ihm aufblickte, sah er in dem knochigen Gesicht nur zwei verkniffene Augen und unter der Oberlippe hervor große, gelbe Zähne, die gebogen waren wie beim Pferd. Luu schob den Kochtopf unter den Sitz, der für ihn bestimmt war. Der Großvater mußte das braune Baumwollsegel bedienen. Der Wachtposten klemmte das Gewehr zwischen die Beine und döste vor sich hin.

Sie segelten an der Küste entlang, der Mündung des Roten Flusses zu, den sie hinauffahren sollten. Das Meer war faul. Es kuschelte sich hin zum Mittagsschlaf. Der Wind war kaum zu spüren. Das Segel blieb schlaff wie eine ungezupfte Gitarrensaite.

Wieder wurde der Wachtposten unzufrieden mit dem Großvater.

„Rühr die Hände, Alter, wenn's der Wind nicht macht", schimpfte er. — „Hol' das Segel ein und tauch die Ruder unter."

Der Großvater duckte sich wie unter Schlägen. Luu ließ den Wachtposten nicht mehr aus den Augen.

„Der Wind wird wieder kommen", flüsterte der Großvater. — „Die Arme sind zu alt fürs Ruder, Herr."

„Ich soll dir wohl die Arme binden, frecher Wanst . . . oder brechen, hee? . . . Hol' das Segel ein!"

Der Wachtposten sprang auf und zerrte am Segel. Das Boot schwankte. Der Wachtposten torkelte. Sein Gesicht bewegte sich auf Luu zu. Der hatte seine Hände schon im Kochtopf. Er warf dem Wachtposten die Asche ins Gesicht, und eh' dieser wieder Atem schöpfte, hatte ihn Luu mit aller Wucht ins Meer gestoßen.

Luu ergriff das Gewehr des Wachtpostens. Er verstand nicht damit umzugehen. Der Kopf des Wachtpostens stieß am Kiel des Bootes aus dem Wasser. Seine Hände griffen nach dem Bootsrand. Seine Augen waren wie weiße Flecke.

Da floß alle Kraft aus Luus Armen. Er blickte zum Großvater hin, die Augen vom Schreck geweitet. Der Großvater saß starr wie ein Pfahl. Das Boot drohte umzuschlagen durch das Gewicht des Wachtpostens, der sich mit letzter Kraft an den Bootsrand klammerte.

Da wurde Luus Gesicht wieder grau wie Asche. Er packte den eisernen Kochtopf, hob ihn über den Kopf und ließ ihn auf den Schädel des Wachtpostens sausen. Dann rutschte er auf seinen Sitz, als hätte ihm einer die Füße weggezogen. Das Boot trieb der felsigen Küste zu. Luu kroch zum Großvater hin, schüttelte ihn. — „Das Boot!" rief Luu. — „Großvater, das Boot! — Du mußt steuern."

Der Alte griff nach dem Ruder, tastend wie im Traum.

„Wenn wir am Roten Fluß sind, gehn wir an Land", sagte Luu. „Es gibt Partisanen — hast du erzählt." Der Alte schwieg.

„Wir müssen die Partisanen finden. Ich will ihnen das Gewehr bringen. Vielleicht behalten sie mich — und dich, wenn du willst."

Der Großvater blickte auf Luu mit starren Augen — wie auf einen Fremden.

„Wenn du nicht willst, dann fahr' mich ans Ufer. Hier schon. Ich werde den Weg finden, auch allein, Großvater", sagte Luu.

Aber der Alte hielt Kurs auf die Mündung des Roten Flusses. Es war Nacht, als sie in eine Bucht fuhren und anlegten. Außer Bastmatten und Gewehr ließen sie alles zurück. Am Fuß eines Hügels wartete Luu auf seinen Großvater. Er nahm ihn bei der Hand und führte den Alten auf den Weg zu den Partisanen. Sie fanden eine Abteilung und blieben. Der Alte kochte ihnen Essen, so lange seine Kraft reichte. Luu lernte das Schießen, und in jeder Ruhepause lernte er lesen und schreiben.

Als sein Großvater starb, war das Land noch nicht befreit; aber der Alte wußte, daß es frei werden wird, und seine letzten Worte waren: „Sei tapfer, mein Luu . . . Zahl' ihnen alles heim!"



Zeichnung: Karl Fischer

Hallo! Hallo! Liebe Freunde!

Hier meldet sich letztmalig der Fernsehsender „II. Pioniertreffen" mit seiner Abschlußsendung. Nach mehrstündiger Fahrt sind wir nun in Dresden, der Stadt der Jungen Pioniere, angekommen, und hoffen, euch durch unsere Übertragungen einen interessanten Reisebericht gegeben zu haben. Zum Schluß noch ein kurzes Interview mit dem Helden unserer Sendung, unserem Mäxchen Pfiffig ... Aber halt! Wo willst du denn hin ...? Es ist schwer, liebe Hörer, unseren Freund aus dem Gewühl der Jungen Pioniere, die zum Empfang gekommen sind, herauszuholen. So, jetzt habe ich ihn am Mikrophon: „Nun, Mäxchen, hast du unseren Freunden am Fernsehapparat noch etwas zu sagen? Willst du dich noch verabschieden?"

„Liebe Freunde! Seid bitte nicht böse, daß ich nicht selber darauf kam. Doch ihr wißt sicher selber, wie einem zumute ist, wenn man das schöne Ziel einer Reise erreicht hat. Warum sollte es mir anders gehen als euch? Viele von euch werden in den nächsten Tagen nach Dresden fahren. Ihnen allen wünsche ich viel Erfolg und Freude. Hallo! Junge Pioniere und Schüler in den Pionier- und Betriebsferienlagern und auf den Ferienspielplätzen. Auch euch soll das II. Treffen der Jungen Pioniere ein Erlebnis werden. Hört im Rundfunk die Berichte aus Dresden. Führt überall Gruppennachmittage und Pionierfeste anläßlich des Pioniertreffens durch.

Ich verabschiede mich jetzt von euch bis zum Wiedersehen im Heft sieben und wünsche allen frohe Ferien und gute Laune!"

Und auch wir Mitarbeiter des Fernsehsenders wollen uns verabschieden. Freundschaft!

Damit beendet der Fernsehsender „II. Pioniertreffen" seine Sendungen.

REDAKTIONSKOLLEGIUM: Dieter Wilkendorf (verantwortlicher Redakteur), Heinz Haupt, Heinz Spindler, Oswin Goldmann, Hermann Güntert, Peter Haunschild, Hans Naumilkat, Kurt Dunger, Ilse Korn, Bernhard Seeger, Richard Hambach, Manfred Streubel, Gerda Karnstädt, Lilo Segel, Heinz Görner, Walter Warmuth



III/9/1 REDAKTION: „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", Berlin W 8, Kronenstraße 30/31. Fernruf 200461

Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt · Die Zeitschrift erscheint alle sechs Wochen

Veröffentlicht unter Lizenznummer 1306 des Amtes für Literatur und Verlagswesen der Deutschen Demokratischen Republik

Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 5976 · Notenstich: C. G. Röder, Leipzig

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung. Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen. Titelbild: Richard Hambach · Gestaltung und Typografie: Alex Michalak. 4. Umschlagseite: Richard Hambach.


...TOLLE WIRKUNG
PREIS BLEIBT DER GLEICHE...
...PLASTISCHER DRUCK
ZWEIFARBIGE BRILLE.....
...IM NÄCHSTEN HEFT
UND
3-D
Was das sein soll, fragt ihr? Eine Überraschung im nächsten Heft! Aber mehr wird nicht verraten . . .



Franz, was sind denn das für Sachen?
Hörst du nicht, wie alle lachen,
die sich tummeln in dem See?
Laß doch endlich das Gestammel.
Überwinde deinen Bammel.
Wasser tut doch gar nicht weh.

Lerne schwimmen. Sei nicht feige.
Wag' den ersten Sprung und zeige,
welch ein Kerl du wirklich bist:
Einer, der bei solchem Treiben,
um gesund und stark zu bleiben,
wie der Blitz im Wasser ist.